1,70 DM / Band 38
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Das Auge des Satans

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 38

Das Auge des Satans

Die Gesichter der Männer waren verzerrt vor Wut. Die Wüste hallte wider von ihren schrillen, überschnappenden Schreien, dem rasenden Stakkato der Pferdehufe und dem unablässigen Peitschen der Schüsse. Sie waren noch zu weit entfernt, und auf den bockenden Pferde- und Kamelrücken war ein Zielen so gut wie unmöglich, so daß nur dann und wann eine verirrte Kugel in unserer unmittelbaren Nähe in den Boden einschlug oder gegen einen Felsen klatschte, um als heulender Querschläger abzuprallen. Aber sie kamen näher. Unaufhaltsam.

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der

GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: Nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Nur durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vorzeitig vernichtet werden.

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT – Magische Kleinode verschiedenster Größe und Form, die zusammengefügt die Macht haben, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Robert besitzt bereits vier davon und sucht nach einer Möglichkeit, sie zu vernichten. Sie befinden sich im Safe seines Hauses in London.

Nizar – Ein sadistischer, fetter Magier, Herrscher über einen Großteil der Arabischen Wüste. Er herrscht in seiner Festung des Dschinn grausam und jähzornig über die Beduinenstämme. Seine Macht bezieht er aus einem großen Rubin – dem Auge des Satans.

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Die Tempelritter – Ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Philipp dem Schönen (scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden

weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr war Jean Balestrano.

Guillaume de Saint Denis und Renard de Banrieux – Zwei Tempelritter, die im Auftrag ihres Ordens das Auge des Satans in ihre Gewalt bringen sollen. Dabei bedienen sie sich Mittel, die den Regeln des Ordens zuwiderlaufen – sie versichern sich der Hilfe eines schwarzmagischen Wesens, eines Flaschengeistes.

* * *

Die Welt des Hexers

Bei einer Arabien-Expedition findet Sir Henry Baskerville die verdorrte Leiche eines Tempelritters im Sand der Wüste. Chalef, Baskervilles Diener, glaubt zu wissen, daß ein gewisser Sill el Mot den Templer erst vor Tagen getötet hat. Jener Sill ist angeblich ein Wüstenprinz, der schon seit vielen Jahren gegen den Orden der Tempelritter zu Felde zieht. Bei der Leiche findet Baskerville eine Rose aus porösem Sandstein, die er mit sich nimmt, als er zurück nach England reist.

Dort trifft er auf Robert Craven, den HEXER. Doch der scheinbare Zufall entpuppt sich als magischer Bann – Robert fühlt sich plötzlich auf unerklärliche Weise zu Henry Baskerville hingezogen. Erst wehrt er sich gegen die mysteriöse Empfindung, folgt dann aber doch Sir Henry auf Schritt und Tritt – auch, als dieser nach Dartmoor reist, um das Erbe seines unter geheimnisvollen Umständen verstorbenen Onkels anzutreten.

Dort trifft Robert auf einen Mann, der Licht in das Dunkel bringt; Sherlock Holmes. Gemeinsam lösen sie das Rätsel um den Fluch der Baskervilles. und schließlich findet Holmes auch den Grund für Roberts »Anhänglichkeit« – die Sandrose, die Sir Henry bei sich trug. Als Robert die Rose berührt, verwirrt sich sein Geist. Durch eine mächtige Magie geleitet, eilt er zurück nach London, um sich in ein Tor der GROSSEN ALTEN zu stürzen. Er kommt mitten in der arabischen Wüste wieder zu sich – in einer Moschee. Vor der Lynchjustiz des aufgebrachten Mobs rettet ihn nur eine Abteilung Highlanders – schottische Soldaten Ihrer Majestät, die die Kolonialmacht Großbritannien in diesem entlegenen arabischen Dorf vertreten.

Die Tochter des Befehlshabers Colonel Trouwne, Letitia, freundet sich schnell mit Robert an (wenn auch gegen dessen Willen).

Mittlerweile spricht eine Abordnung der Tempelritter bei Nizar vor, dem Herrscher dieses Teils der Wüste, um von ihm das Auge des Satans zu fordern: einen großen, magischen Rubin. Nizar, ein sadistischer, fetter Zauberer, der seine Macht allein aus dem Rubin bezieht, wirft sie aus seiner Burg. Doch Guillaume de Saint Denis, Renard de Banrieux und Gouvin du Tourville geben nicht auf – selbst wenn sie nun einen riskanten, ja fast selbstmörderischen Plan in die Tat umsetzen. Sie nehmen die Hilfe eines Zauberwesens in Anspruch, das in der Schwarzen Stadt inmitten der Wüste gefangen ist – ein Flaschengeist. Bei der Aktion kommt Gouvin ums Leben.

Und auch Robert und die Highlanders sind in großer Gefahr. Sie werden von aufständischen Stämmen überfallen, und bis auf Robert und Letitia überlebt niemand die Attacke. Die beiden werden von dem Anführer der Stämme, Hassan bei Kurz, gefangengenommen. Im Lager der Beduinen machen sie die Bekanntschaft von Ali, einem Wüstenprinzen, dessen Vater von Nizar ermordet wurde und der sich ebenfalls in der Gewalt der Beduinen befindet.

Nizars Vasall, Dschakid, erreicht das Lager, um die drei zu Nizar zu bringen. Doch plötzlich fliegen Brandpfeile in die Nomadenzelte, Panik bricht aus, und die drei können entkommen. Die Tempelritter haben eingegriffen, denn sie verfolgen einen gut durchdachten Plan, um Nizar zu bezwingen und das Auge des Satans zu erlangen: sie wollen den fetten Magier mit Robert konfrontieren…

* * *

»Schneller!« brüllte Ali. »Schneller, Giaur, oder du findest heraus, ob es die Hölle deines christlichen Aberglaubens wirklich gibt!«

Wie um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, schlug in diesem Moment eine ganze Salve von Gewehrschüssen gegen einen der Felsen und überschüttete mich mit einem wahren Hagel von Stein- und glühenden Metallsplittern. Mein Reitkamel stieß einen schrillen Schmerzlaut aus und machte einen Satz, der mich um ein Haar von seinem Rücken geschleudert hätte. Mit letzter Kraft klammerte ich mich fest, versuchte ebenso tapfer wie vergeblich, das Tier wieder unter meine Kontrolle zu bringen, und sah mich gehetzt um.

Daß wir überhaupt noch lebten, verdankten wir eher unserer

Umgebung als unserer Schnelligkeit. Für gut zehn Minuten waren wir durch offene Wüste geprescht, in der unsere Kamele zwar weit ausgreifen und ihre ganze Schnelligkeit ausspielen konnten, wir aber perfekte Zielscheiben boten – und außerdem nicht die mindeste Chance gehabt hatten, uns irgendwie zu verbergen, geschweige denn die Beni Ugad abzuschütteln. Ali war es gewesen, der mit seinen scharfen Augen die Felsformation am westlichen Horizont entdeckt hatte, und er war es auch gewesen, der lange vor mir die Schlucht ausmachte, in die wir uns geflüchtet hatten. Ein Teil der Beduinen hatte auf dem felsigen Boden auch tatsächlich unsere Spur verloren. Aber leider nur ein Teil.

Der Abstand zwischen uns und den Beni Ugad war weiter zusammengeschmolzen. Das Chaos, das der überraschende Angriff in ihrem Kriegslager hervorgerufen hatte, hatte uns Zeit zur Flucht verschafft, vielleicht sogar einen winzigen Vorsprung – aber lange nicht genug, die Beduinen wirklich abzuschütteln.

Ich schätzte, daß es an die dreißig waren, die uns noch verfolgten; vielleicht ein Zehntel der ursprünglichen Meute, aber immer noch mehr als genug, uns in Sekunden in der Luft zu zerreißen, wenn sie unserer habhaft wurden. Und so, wie es aussah, gab es nicht sehr viel, was dagegen sprach...

Der Anblick verlieh mir noch einmal zusätzliche Kraft. Wie von Sinnen schlug ich meinem Kamel die Absätze in die Flanken und feuerte es mit schrillen Schreien an, und das brave Tier griff auch tatsächlich noch einmal schneller aus, obgleich es bis zum Zusammenbrechen erschöpft sein mußte. Dicht neben mir jagten Ali und Letitia dahin, und für einen ganz kurzen Moment sah es beinahe so aus, als würde unser Vorsprung doch noch reichen.

Aber wirklich nur für einen Moment.

Dann erreichten wir die Biegung der schmalen Sandsteinschlucht, und all meine Hoffnungen zerplatzten wie eine Seifenblase.

Die Schlucht setzte sich noch dreißig, vielleicht vierzig Yards weit fort – und endete vor einer lotrecht emporsteigenden, mindestens hundert Fuß hohen Wand aus sandbraunem Fels!

Im ersten Augenblick war ich so schockiert, daß ich nicht einmal reagierte, als Ali warnend aufschrie, und um ein Haar in vollem Kamelgalopp gegen den Fels gerast wäre, denn mein Reittier stürmte blindlings weiter. Erst im allerletzten Moment erwachte ich aus

meiner Starre, riß verzweifelt am Zaumzeug des Tieres und brachte es kurz vor der Felswand zum Halten; eine Sekunde, bevor auch Letitia und Ali mit ihren Reittieren in einer Staubwolke zum Stehen kamen. Ali fluchte ungehemmt in seiner Muttersprache, sprang mit einem federnden Satz aus dem Kamelsattel und stürmte auf die Wand los, und auch Letitia und ich folgten ihm, wenn auch weit weniger elegant.

»Hinauf!« brüllte der junge Beduinenprinz. »Wir müssen klettern – rasch!«

Ich sah, was er meinte. Die Wand strebte zwar vollkommen lotrecht in die Höhe, war aber übersät von Vorsprüngen und Rissen, so daß es unter normalen Umständen sicher nicht einmal allzu schwer gewesen wäre, die hundert Fuß – nur gute zwanzig Yards – zu überwinden. Aber die Umstände waren nicht normal. Wir waren erschöpft bis zum Rande des Zusammenbruches, und einen halben Gewehrschuß hinter uns raste eine ganze Meute blutdürstiger Beni Ugad heran, die nichts anderes im Sinn hatten, als sich für den Tod ihres Bei zu rächen. Und auf der Wand gaben wir perfekte Zielscheiben ab!

Aber das war nur der eine Teil von mir, der diese Gedanken erwog. Der andere – und im Moment stärkere – pfiff auf Logik und Chancen und rannte, so schnell er nur konnte. Vor allem, als hinter uns das Geheul der Beduinen noch an Lautstärke zunahm und die vorderste Reihe der brüllenden Horde um die Biegung geprescht kam. Ihre Wutschreie wandelten sich zu Triumphschreien, als sie die Falle erkannten, in die wir uns freundlicherweise selbst hineinmanövriert hatten.

Ali packte Letitia unter dem Arm und gebot mir mit einer herrischen Geste, es ihm gleichzutun, während seine freie Hand und sein Fuß bereits nach Halt in der Felswand tasteten. Hinter uns rasten die Beni Ugad heran, schnell wie der Wüstenwind und ungefähr fünfzigmal so tödlich. Und ich beschloß endgültig, das einzige zu tun, was in dieser Situation noch Sinn machte – mein logisches Denken abzuschalten und zu klettern, so schnell und so lange ich es noch konnte. Letitia zwischen uns, die sich noch immer in einer Art Schockzustand zu befinden schien und alles widerstandslos mit sich geschehen ließ, begannen Ali und ich uns an der Felswand emporzuhangeln.

Zumindest verzichteten die Beni Ugad darauf, uns in aller Seelenruhe von der Wand herunterzuschießen – was nicht etwa bedeutete, daß unsere Lage dadurch auch nur um einen Deut besser geworden wäre, denn sie sprangen sofort von ihren Pferden und begannen mit

schrillem Geheul hinter uns herzuklettern. Und sie waren sehr viel schneller als Ali und ich, die durch Letitia mehr als nur behindert wurden.

Wir hatten kaum ein Drittel der Wand erstiegen, da spürte ich auch schon den Griff einer kräftigen Hand um mein Fußgelenk. Ein triumphierender Schrei erscholl. Mit der Kraft der Verzweiflung riß ich mich los und trat kräftig auf die Finger, die mich vor einer halben Sekunde noch gepackt hatten.

Aus dem Triumph- wurde ein Schmerzens- und gleich darauf ein Entsetzensschrei, dem ein dumpfer Aufprall folgte, und gleich darauf ein ganzer Chor wütend brüllender Stimmen, aber ich gab mich nicht eine Sekunde der Illusion hin, damit auch nur irgend etwas gewonnen zu haben.

Letitia schrie neben mir auf. Ein harter Ruck ging durch ihren Leib, und als ich nach unten sah, blickte ich direkt in das hämische Grinsen eines Beni Ugad, der sich mit beiden Armen an Letitias Beine geklammert hatte und so ganz nebenbei noch unter ihren Rock stierte. Sein Grinsen wurde etwas gequält, als Ali ihm seinen rechten Fuß hineinsetzte, und verschwand eine Sekunde später vollends – zusammen mit seinem Besitzer, der mit einem gellenden Schrei nach hinten fiel und in der Tiefe verschwand.

Trotzdem war es aussichtslos. Von den dreißig Beduinen, die uns verfolgten, kletterten mehr als zwanzig hinter uns her – und sie hatten aus dem Schicksal ihrer beiden etwas übereifrigen Kameraden gelernt! Sie versuchten jetzt nicht mehr, uns von unten zu packen und von der Wand zu zerren, sondern kletterten geschickt wie große burnustragende Affen rechts und links an uns vorbei und attackierten uns mit ihren Schwertern; nicht, um uns zu töten, sondern um uns zu zwingen, wieder hinunter zu klettern.

Hätten sie versucht, uns umzubringen, wäre es in eben dieser Sekunde um uns geschehen gewesen.

Gleich zwei der Burschen hingen neben mir und schlugen mit Fäusten und den stumpfen Seiten ihrer Krummsäbel auf mich ein, und da ich beide Hände brauchte, um Letitia und mich selbst festzuhalten, hatte ich nicht mehr sehr viel, womit ich mich zur Wehr setzen konnte. Ich versuchte zwar, nach den Kerlen zu treten, aber es blieb bei einem Versuch. Dann tauchte ein Schatten über mir auf, und ein Fuß traf mein Gesicht, als ich dämlich genug war, tatsächlich nach oben zu sehen.

Für einen Moment drohte ich das Bewußtsein zu verlieren. Die Wand schien sich unter mir zu biegen; Himmel und Erde drehten wie sich in einem tödlichen Kaleidoskop um mich, und Letitias Gewicht wollte mich in die Tiefe zerren. Mit der Kraft der Verzweiflung krallte ich mich an den heißen Fels, kämpfte die Dunkelheit in meinen Gedanken nieder und biß die Zähne zusammen, um nicht vor Schmerz aufzuschreien. Der Bursche neben mir schlug noch immer mit der Faust auf meinen Rücken ein, nicht einmal allzu fest, aber sehr ausdauernd, und sein Kumpel über mir fuchtelte drohend mit dem rechten Fuß herum.

»Gib auf, Giaur«, stöhnte Ali. Seine Stimme wehte wie von weit, weit her an mein Ohr. Mühsam drehte ich den Kopf, blinzelte das Blut weg, das mir in die Augen gelaufen war, und sah ihn an. Auch er schien sich nunmehr mit letzter Kraft an der Wand zu halten. Sein Gesicht war verquollen und voller Blut. Er versuchte zu lächeln, aber es war wohl eher eine Grimasse.

»Sie haben uns«, stöhnte er, hob den Kopf und fügte ein Wort in seiner Muttersprache hinzu, das ich zwar nicht verstand, dessen Bedeutung mir aber klar war. Und tatsächlich hörten die Beni Ugad auch auf, auf mich und ihn einzuprügeln. Statt dessen richtete sich ein ganzer Wald von Messer- und Schwertspitzen auf uns.

Der Weg nach unten war wie ein Alptraum. Ich schätze, daß wir eine gute Viertelstunde für die paar Yards brauchten, und als ich endlich wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte, war ich so erschöpft, daß ich schlichtweg zusammenbrach. Sofort wurde ich gepackt, von rauhen Händen wieder auf die Beine gezerrt und gegen den Felsen geworfen. Ein paar Schläge trafen mein Gesicht, aber ich spürte sie kaum noch.

Dann packten sie mich, bogen mir die Arme auf den Rücken und schleiften mich zurück zu dem Kamel, auf dem unsere vergebliche Flucht begonnen hatte.

* * *

Die beiden Tempelritter zügelten ihre Pferde auf dem Kamm des Felsens, auf halber Strecke zwischen der Biegung der schmalen Schlucht und der lotrechten Wand, auf der sich das Ende des Dramas abzuzeichnen begann. Ihre weiße Kleidung und die gleichfarbigen Schabracken der Streitrosse verschmolzen beinahe mit dem sonnendurchglühten Sand, so daß sie selbst ein zufällig in ihre

Richtung schweifender Blick kaum entdeckt hätte.

Aber es war nicht die Furcht vor Entdeckung, die Guillaume de Saint Denis bewog, diese Deckung aufzusuchen. Der Begriff Furcht war ihm unbekannt – wußte er doch, daß sie auf der Seite Christi und somit der Gerechten kämpften, was ihren Sieg von vornherein wahrscheinlich machte. Nein – das Warten gehörte ganz einfach zu seinem Plan.

Renard de Banrieux, der zweite Tempelritter, in seiner weißen Prachtuniform Guillaume fast zu Verwechseln ähnlich, nur eine halbe Handspanne kleiner, zeigte in letzter Zeit zunehmende Anzeichen von Nervosität, wie Guillaume besorgt feststellte. Er konnte das Gesicht des anderen nicht sehen, denn auch er trug den schweren, bis auf einen kaum fingerbreiten Schlitz über den Augen geschlossenen Helm, aber sein Körper und seine unbewußten Bewegungen redeten in einer eigenen Sprache; eine, die Guillaume sehr wohl zu verstehen imstande war.

Renard war nervös, und er hatte Angst. Nicht erst seit jetzt. Genaugenommen hatte es begonnen, als sie in die Schwarze Stadt eingedrungen waren. Und es war schlimmer geworden seither. Ganz allmählich, aber unaufhaltsam.

Der Templer starrte mißmutig auf die drei Flüchtlinge, die unter ihnen wie kleine Käfer die Felswand zu erklettern versuchten, dann auf die brüllende Beduinenhorde, die waffenschwingend hinter ihnen herhetzte und mit jedem Herzschlag Boden gutmachte.

»Die Beni Ugad haben Craven und seine Leute bald eingefangen«, sagte Renard. Seine Hand begann, mit kleinen nervösen Bewegungen mit dem Knauf seines Schwertes zu spielen. Guillaume sah, wie es in den Augen des Templers erschrocken aufblitzte, als er selbst sein Schwert aus der Scheide zog und sein Schlachtroß antraben ließ.

»Was hast du vor, Bruder?« fragte er.

De Saint Denis zügelte sein Pferd noch einmal. »Wozu, Bruder, glaubst du wohl, haben wir das Lager der Heiden niedergebrannt? Damit sie Craven und die beiden anderen jetzt wieder gefangennehmen und doch noch umbringen?« Er schüttelte zornig den Kopf. »Nein.«

»Es sind fast dreißig!« wandte Renard ein.

»Achtundzwanzig«, korrigierte ihn Guillaume ruhig. »Ich habe sie gezählt.«

Aus der Schlucht drang ein gellender Schrei zu ihnen empor, und eine der erdbraunen Gestalten, die Craven und seine beiden Freunde verfolgten, verlor ihren Halt und fiel wie ein Stein in die Tiefe.

»Siebenundzwanzig«, sagte Guillaume ruhig, löste den mächtigen dreieckigen Schild mit dem roten Balkenkreuz des Templerordens von seinem Sattelgurt und ließ sein Pferd abermals antraben. Diesmal folgte ihm Renard de Banrieux widerspruchslos.

Als wenig später ein neuer Schrei aus der Schlucht emporwehte, waren die beiden Tempelritter schon nicht mehr da, um ihn zu hören.

* * *

Es war nicht das erste Mal, daß ich auf diese Art auf einem Kamel ritt – quer über den Sattel geworfen wie ein aufgerollter Teppich, Hände und Füße mit einem rauhen Strick zusammengebunden, der unter dem Leib des wild schwankenden Wüstenschiffes hindurchführte. Zumindest hatte ich diesmal Gesellschaft – Letitia und Ali, die auf die gleiche, äußerst wirkungsvolle Weise daran gehindert wurden, auch nur an eine neuerliche Flucht zu denken.

Was unsere Zukunft bringen mochte, wagte ich mir nicht einmal vorzustellen. Nach unserem mißlungenen Fluchtversuch würden die Beni Ugad uns mit Sicherheit keine zweite Chance geben; und ich hatte das sichere Gefühl, daß sie sich für die verheerenden Schäden, die der Überfall auf ihr Lager hinterlassen hatte, rächen würden. An uns. Wenn es etwas gibt, in dem arabische Wüstenvölker noch erfindungsreicher sind als im Erfinden von Schimpfworten und Beleidigungen, dann sind es Folterarten. Wenn auch nur der zehnte Teil dessen stimmte, was ich über ihr Talent in dieser Beziehung gehört hatte, wäre es besser gewesen, ich wäre von der Felswand gestürzt und hätte mir das Genick gebrochen.

Meine Gedanken mußten sich ziemlich deutlich auf meinem Gesicht abzeichnen, denn Ali, der neben mir ritt und so auf das Kamel gelegt worden war, daß er mich mit einiger Mühe anblicken konnte, grinste plötzlich. »Angst, Giaur?« fragte er spöttisch.

Ich starrte ihn an, suchte in meiner Erinnerung nach einem passenden Schimpfwort für eine Gelegenheit wie diese und sagte schließlich: »Ja.«

»Ich auch«, gestand Ali. »Sie werden uns töten.«

»Auch?« fragte ich spitz. »Glaubst du wirklich?«

Ali nickte ernsthaft. »Aber keine Sorge, Giaur«, fügte er hinzu. »Die Beni Ugad sind ein einfältiges Volk. Ihre Phantasie reicht nicht weiter als bis zur nächsten Düne. In zwei, spätestens drei Tagen sind wir erlöst.«

Ich starrte ihn an, klappte den Mund auf und wieder zu, als mir klar wurde, daß er das, was er da gerade gesagt hatte, vollkommen ernst meinte.

»Zwei... drei Tage?« murmelte ich verstört.

Ali nickte. »Es hätte schlimmer kommen können. Wäre ich an ihrer Stelle, würde es Wochen dauern.«

Es war sonderbar – aber mit einem Male war mir Ali nicht mehr ganz so sympathisch wie bisher. Vielleicht sollte ich in Zukunft bei der Auswahl meiner Freunde etwas weniger vorschnell sein. Wenn ich so etwas wie eine Zukunft noch hatte.

»Ich habe diese engstirnigen Hunde belauscht«, fuhr Ali nach einer Weile fort. »Sie sagen, du bist ein Zauberer. Ist das wahr?«

»Ja und nein«, antwortete ich zögernd. »Ich... beherrsche ein paar Tricks, das stimmt. Aber ich weiß, was du jetzt sagen willst. Vergiß es. Mein Können reicht vielleicht aus, ein paar Kinder zu erschrecken, aber kaum, dreihundert aufgebrachte Beni Ugad in die Flucht zu schlagen.«

Ali schien kein bißchen enttäuscht. Er hatte wohl nichts anderes erwartet. »Wenn es so ist, können wir nur noch zu Allah beten, die Zeit schnell vergehen zu lassen. Oder uns einen Skorpion zu schicken.«

»Oder einen Sandsturm«, pflichtete ich ihm bei. »Aber vielleicht erledigt ja auch die Hitze die Hauptarbeit.«

»Seid ihr beiden eigentlich nur vor Angst übergeschnappt, oder haben sie euch schon das Hirn rausgeprügelt?« meldete sich Letitia zu Wort. Ihre Stimme klang schrill, und außer Hysterie und Erschöpfung war auch eine gehörige Portion Wut darin – was ich nur zu gut verstehen konnte, als ich mir den Hals verdrehte, um sie anzusehen.

Sie hing wie Ali und ich bäuchlings über einem Kamelsattel, wandte uns aber nicht das Gesicht, sondern dessen genauen Gegenpol zu. Die Burschen, die sie gefesselt hatten, waren so dreist gewesen, ihre Röcke

hochzuschlagen, so daß ihr knielanges Spitzenhöschen sichtbar war. Unter anderen Umständen hätte mich der Anblick sicherlich erfreut. Im Augenblick war es mir eher peinlich.

Nicht so Ali. Der junge Wüstenprinz stieß einen bewundernden Pfiff aus und rief ein Wort in seiner Muttersprache, von dem ich ganz froh war, es nicht zu verstehen, das jedoch zwei unserer Bewacher zu gröhlendem Gelächter veranlaßte.

»Ich weiß zwar nicht, was Sie gesagt haben, Sie Barbar«, sagte Letitia zornig. »Aber Sie können Ihrem Gott danken, daß ich an Händen und Füßen gefesselt bin.«

Ali lachte schallend. »Ist Sie nicht herrlich, diese Rose aus Inglistan?« sagte er. »Oh, ich liebe Sie jetzt schon. Wie schade, daß wir keine Zeit mehr haben werden, gemeinsam glücklich zu sein, du Perle des Weltenkreises. Aber dein Anblick wird mir den Tod erleichtern.«

»Wenn ich die Hände frei hätte, täte ich es selbst«, versprach Letitia. »Bewahren Sie wenigstens genug Anstand, in eine andere Richtung zu blicken, Sie Flegel!«

Ali lachte, spitzte den Mund und warf ihr einen Kuß zu. Letitia begann zu toben, so weit dies mit gefesselten Händen und Füßen möglich war, und spuckte in seine Richtung.

Ein Beni Ugad trieb sein Pferd zwischen sie und unsere Kamele, schrie Ali an und versetzte ihm einen Schlag mit dem Handrücken, der seinen Kopf zurückwarf und seine Lippe aufplatzen ließ. Alis Gesicht verzerrte sich, allerdings eher vor Wut als vor Schmerz. Ein einzelnes, selbst in einer mir unverständlich bleibenden Sprache noch obszön klingendes Wort kam über seine Lippen. Der Beni Ugad brüllte vor Wut, beugte sich im Sattel herab und schlug ihn erneut, diesmal so hart, daß er fast das Bewußtsein verlor.

»Verdammt noch mal, hör auf!« schrie ich, und zu meiner Überraschung gehorchte der Beni Ugad sogar.

Allerdings nur, um sich nun mir zuzuwenden. Eine schwielige Faust streifte mich an der Stirn und ließ mich für Augenblicke nichts anderes als bunte Sterne sehen.

»Du still!« radebrechte er. »Du sterben. Ganz viel langsam!« Sein ohnehin nicht sehr ansehnliches Gesicht verzog sich bei diesen Worten zu einer Grimasse der Vorfreude.

»Giaur Angst?« fragte er kichernd.

»Ach, fahr doch zu Hölle«, stöhnte ich.

Und ganz genau das tat er dann auch, kaum eine Sekunde, nachdem ich die Worte ausgesprochen hatte...

* * *

»Vorwärts!« befahl Guillaume de Saint Denis mit rauher Stimme. Ohne sich auch nur davon zu überzeugen, daß de Banrieux seinem Befehl nachkam, gab er seinem Pferd die Sporen, griff in vollem Galopp in den Köcher, um einen Pfeil hervorzuziehen, und spannte den Bogen. Die schmale Felsenschlucht raste an ihnen vorüber. Die Hufschläge der Pferde erzeugten helle, rasend schnelle Echos an den Wänden. Sein Herz hämmerte vor Aufregung. Aber er hatte nicht die leiseste Angst. Er wußte, daß sie siegen würden. Die Heiden waren nicht mehr als Tiere.

Sie erreichten die Biegung, trieben ihre Pferde noch einmal zu schnellerem Lauf an und brachen wie zwei Ungeheuer aus Stahl und weißem Entsetzen über die total überraschten Beni Ugad herein.

De Banrieux schoß, noch ehe die Beduinen überhaupt begriffen haben konnten, was geschah. Sein Pfeil jagte eine Handbreit am Gesicht des vordersten Reiters vorbei und tötete einen Beni Ugad, der sich über Craven gebeugt hatte, um ihn zu schlagen.

Noch ehe er aus dem Sattel sank, legte de Banrieux einen weiteren Pfeil auf die Sehne, ließ ihn fliegen und schmetterte dem ersten Beduinen, der in seine Reichweite kam, den Bogen gegen den Schädel. Die Waffe zerbrach, aber auch dieser Mann sank kraftlos vom Rücken seines Pferdes.

De Saint Denis wütete nicht minder schrecklich unter den noch immer überraschten Wüstensöhnen. Fünf von ihnen lagen tot oder verletzt im Sand, noch ehe der erste überhaupt auf die Idee kam, seine Flinte hochzureißen und auf die Tempelritter anzulegen.

De Banrieux duckte sich hastig zur Seite, riß sein Schwert aus dem Gürtel und fegte den Mann mit einem blitzschnellen Hieb aus dem Sattel. Dann brachen er und de Saint Denis wie zwei leibhaftige Dämonen in die Phalanx der Beduinen.

Ihr jähes Auftauchen und die bewußte Grausamkeit, mit der sie den Angriff führten, hatte genau die beabsichtigte Wirkung. Kaum einer der noch knapp zwanzig Beduinen, denen sie sich gegenübersahen, leistete im ersten Moment ernstzunehmenden Widerstand.

Sieben, acht Beni Ugad starben, ehe die anderen endlich ihre Tiere mit schrillem Geschrei herumrissen und zum Gegenangriff ansetzten. Abermals hörte Guillaume de Saint Denis den peitschenden Knall eines Gewehrschusses, und diesmal kam seine Reaktion einen Sekundenbruchteil zu spät. Die Kugel, aus weichem Blei gegossen, vermochte seine schwere Kettenpanzerung zwar nicht zu durchschlagen, aber der Hieb trieb ihm die Luft aus den Lungen. Er taumelte, wäre um ein Haar aus dem Sattel gestürzt und fand sein Gleichgewicht wieder, indem er einem Beduinen das Schwert in den Leib stieß. Ein Schatten tauchte neben ihm auf. De Banrieux duckte sich, spürte einen heftigen, brennenden Schmerz im Oberschenkel und schlug den Mann mit seiner gepanzerten Linken aus dem Sattel.

Aber er begriff, daß der Augenblick der Überraschung vorbei war. Trotz der Lücke, die ihr Angriff in die Reihen der Heiden gerissen hatte, sahen sie sich noch immer einer erdrückenden Übermacht gegenüber – und es waren durchaus Männer, die ihre Waffe zu führen wußten.

Ein Speer stach nach ihm, glitt von seinem Kettenhemd ab, verletzte ihn aber erneut am Oberschenkel. Warmes Blut lief an seinem Bein herab, und wenn er auch im Moment den Schmerz noch kaum spürte, so konnte sich dies sehr schnell ändern. Und jeder Tropfen Blut, den er verlor, schwächte ihn weiter.

»Zurück!« befahl er. De Banrieux wirbelte im Sattel herum und blickte ihn durch die schmalen Sehschlitze seines Topfhelmes verwirrt an. Guillaume wiederholte seinen Befehl, riß sein Pferd auf den Hinterläufen herum und ritt einen Beni Ugad, der mit gezücktem Krummsäbel auf ihn eindringen wollte, schlichtweg über den Haufen. Mit einem einzigen, gewaltigen Satz war er neben dem Kamel, auf dessen Rücken Craven gebunden war, schwang seine Klinge und durchtrennte die groben Hanfstricke, die ihn hielten. »Rette dich!« schrie er, fuhr herum und versuchte, das gleiche zu tun, was er Craven gerade empfohlen hatte.

Aber die Beduinen hatten aus dem Schicksal ihrer Kameraden gelernt. Zum dritten Male traf eine Speerspitze sein verwundetes Bein, und diesmal wäre er um ein Haar aus dem Sattel gestürzt.

Die Beni Ugad heulten triumphierend auf und drangen wie ein Mann auf ihn ein.

* * *

Alles war so unglaublich schnell gegangen. Ehe ich mich recht besann, lag ich auch schon am Boden, denn das Kamel, durch die Schreie und den Kampf in Panik geraten, preschte kopflos davon und warf mich schlichtweg ab. Ich blieb einen Moment benommen liegen und starrte verdattert auf meine Hände, die mit einem Male nicht mehr gefesselt waren. Hinter mir erscholl ein ganzer Chor teils wütender, teils erschreckter Schreie, dann das dumpfe Geräusch schwerer Körper, die im Kampf aufeinanderprallten; der furchtbare Klang von Stahl, der durch Stoff und Fleisch schnitt.

»Beeil dich, Giaur!« brüllte Ali. »Mach mich los! Beim Schejtan – schnell!!«

Sein Schrei riß mich abrupt in die Wirklichkeit zurück. Ich stemmte mich hoch, torkelte unbeholfen auf den Wüstenprinz zu und zerrte einen Moment vergeblich an seinen Fesseln, ehe ich endlich auf die Idee kam, mir von einem der getöteten Beni Ugad einen Dolch auszuleihen. Aber selbst dann bereitete es mir extreme Mühe, die Hanfstricke durchzuschneiden, die Ali hielten. Meine Hände waren taub, denn die Fesseln waren so fest angelegt gewesen, daß sie mir das Blut abschnürten.

Mit einem erstaunlich behenden Satz sprang Ali vom Rücken des Kamels, riß mir den Dolch aus der Hand und hetzte auf Letitia zu, um auch sie zu befreien.

Währenddessen wandte ich mich um und fragte mich zum wahrscheinlich fünfundzwanzigsten Male, was hier überhaupt vorging. Alles war so schnell gegangen, daß ich kaum etwas mitbekommen hatte – mit Ausnahme der Tatsache, daß die Beni Ugad angegriffen wurden.

Und ich sah erst jetzt, daß es sich bei den beiden rotweiß gemusterten Dämonen, die wie ein Sturmwind unter die Beduinen gefahren waren, um Tempelritter handelte, komplett in ihren mittelalterlichen Uniformen.

Es waren nur zwei, und sie standen einer noch immer gut fünffachen Übermacht gegenüber. Sieben oder acht der Beduinen waren bereits

tot oder kampfunfähig, und die gewaltigen Schwerter der Ritter wüteten mit erbarmungsloser Kraft weiter.

Eine Hand packte mich an der Schulter und riß mich herum. Instinktiv hob ich die Hände und machte eine abwehrende Bewegung, erkannte aber im letzten Moment Ali, der sich Letitia wie eine Teppichrolle über die Schulter geworfen hatte und heftig gestikulierend in die Schlucht deutete. »Schnell, Giaur!« schrie er. »Laß uns fliehen, solange sie noch abgelenkt sind.«

Letitia strampelte wie wild mit den Beinen und schrie irgend etwas, das ich nicht verstand, aber Ali dachte nicht daran, sie loszulassen, sondern rannte unverzüglich los. Ich wollte ihm folgen, aber dann blickte ich noch einmal zurück.

Wenige Schritte hinter mir kämpfte mein Retter gegen ein gutes Dutzend Beni Ugad – und das Schlachtenglück begann sich merklich zu wandeln. Jetzt, nachdem die Beni Ugad ihren Schrecken überwunden hatten, kam ihre rein zahlenmäßige Überlegenheit voll zum Tragen. Ich sah, wie mein Retter von einer Lanze am Bein getroffen wurde und sich krümmte. Ganz instinktiv schlug er mit seinem Schwert zu und verschaffte sich so noch einmal Luft, aber seine Bewegungen wurden bereits schwächer. Noch wenige Augenblicke, und die Beduinen würden ihn schlichtweg überrennen.

»Worauf wartest du?!« brüllte Ali.

»Wir müssen ihnen helfen!« schrie ich zurück. »Sie töten sie sonst!«

Ali blieb stehen, starrte mich an, als zweifle er an meinem Verstand – was er wohl auch tat – und setzte zu einer Antwort an.

Aber ich hörte nicht mehr zu. Die Lage begann allmählich mehr als nur ernst zu werden, und wenn ich auch nur eine Sekunde zu lange zögerte, war es nicht nur um die beiden Tempelherren geschehen, sondern wohl auch um uns. Ich mußte irgend etwas tun. Aber was?? Und in diesem Moment fiel mir wieder ein, was Ali gesagt hatte – wozu zum Teufel hatte ich denn meine magischen Kräfte?

Ich schloß für einen Moment die Augen, konzentrierte mich, soweit ich dazu überhaupt noch in der Lage war, und starrte gebannt auf einen Punkt hinter den Kämpfenden. Im ersten Moment geschah nichts. Dann...

Erst war es nicht mehr als das Flimmern erhitzter Luft Über dem Wüstenboden. Dann erschien ein Schatten. Ein zweiter, dritter,

vierter… schließlich ein, dann zwei Dutzend, noch schemenhaft und verschwommen, ein fließendes Blitzen von Silber und Weiß und Rot.

Zu unscharf. Ich konzentrierte mich weiter, fügte hier etwas hinzu, nahm dort eine Nuance weg. Geräusche, die dem Bild erst Leben gaben: das dumpfe Dröhnen zahlloser eisenbeschlagener Pferdehufe auf dem Boden, das Schreien und Schnauben der Pferde, die erbarmungslos vorangetrieben wurden. Das Bild wurde klarer, verfestigte sich weiter, gewann Farbe und schließlich die dritte, entscheidende Dimension.

Plötzlich zerriß ein vielstimmiger Aufschrei den Schlachtenlärm. Die Beni Ugad, gerade noch im sicheren Bewußtsein ihres Sieges, verwandelten sich von einer Sekunde auf die andere in einen kopflos auseinanderstiebenden Mob, als sie sich plötzlich nicht mehr zwei, sondern gut dreißig gewaltigen Tempelherren gegenübersahen, die mit gezückten Schwertern auf sie zusprengten.

Der Canyon verwandelte sich endgültig in einen Hexenkessel. Die knapp zwanzig Beni Ugad versuchten kopflos zu flüchten, behinderten und verletzten sich dabei gegenseitig oder rannten einfach schreiend davon. Nur ein einziger Mann besaß den Mut – wahrscheinlich war es eher Verzweiflung – seine Waffe zu heben und sich den gepanzerten Reitern entgegen zuwerfen.

Ich veränderte die Wirklichkeit in seiner Umgebung ein bißchen. Nur eine Nuance – aber sie reichte, ihn dort, wo freier Raum war, eine Felswand sehen zu lassen, und offenes Gelände, wo sich, die Canyonwand erhob. In vollem Galopp krachte er gegen den Felsen, wurde aus dem Sattel geschleudert und blieb reglos liegen.

Ich sah nicht weiter hin, sondern fuhr auf dem Absatz herum und rannte zu Ali zurück, der die ganze unglaubliche Szene aus schreckgeweiteten Augen verfolgt hatte. Aber er besaß zumindest genug Geistesgegenwart, in diesem Moment keine Frage zu stellen, sondern sich mir wortlos anzuschließen.

Wir erreichten die Felswand ungefähr in dem Moment, in dem die Beni Ugad auf die Armee der Tempelritter treffen mußten. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß ihre Panik noch einen gehörigen Moment anhalten würde, bis sie begriffen, daß das Reiterheer nur in ihrer Einbildung und sonst nirgends bestand, ein zweites, daß die beiden echten Templer genug Geistesgegenwart besaßen, ihre Chance zu nutzen, und ein drittes, daß meine und Alis Kräfte ausreichen mochten, die Felswand noch einmal zu ersteigen.

Dann kletterten wir los, weitaus erschöpfter und müder als beim ersten Male.

Wir schafften es nicht. Meine Kräfte versagten, kaum daß wir zwei, drei Yards der Felswand erstiegen hatten, und wäre Ali nicht gewesen, der ganz allein Letitia trug und mich noch mit der Schulter stützte, wäre ich wie eine reife Frucht wieder herabgefallen. Dabei war es nicht einmal so sehr die rein körperliche Erschöpfung, die mir zu schaffen machte. Ich bin kein Herkules, aber auch alles andere als ein Schwächling, und das Leben, das zu führen ich gezwungen war, hatte mich Strapazen zu ertragen gelehrt.

Aber ich fühlte mich innerlich wie ausgebrannt. Leer und erschöpft wie nach einem Zwanzig-Meilen-Lauf. Die Anstrengung, den Beni Ugad das Bild einer heranstürmenden Templerarmee vorzugaukeln, war zuviel gewesen. Ein Teil meines Bewußtseins war sich der Tatsache, daß wir jetzt wahrscheinlich gegen die restlichen Beni Ugad kämpfen mußten, vollkommen bewußt. Aber dem anderen, weitaus größeren Teil war dies herzlich egal. Mein Körper besaß sicher noch genug Energie, zu kämpfen – aber mein Wille war erschöpft.

Ich ließ mich die drei Yards in die Tiefe fallen, taumelte gegen die Wand, sank kraftlos daran zu Boden und schlief auf der Stelle ein.

* * *

»Bei unserem Herren Jesu Christi – was war das?« Bruder Renards Stimme zitterte vor Erschöpfung, aber das Entsetzen, das ihn gepackt hatte, war trotzdem deutlich in seinen Worten zu hören. Sie waren geritten, als wäre der Teufel persönlich hinter ihnen her; eine, zwei, drei Meilen, bis ihre Pferde einfach nicht mehr konnten und unter dem Gewicht der Männer zusammenzubrechen drohten. Renard war mehr aus dem Sattel gefallen, als er vom Pferd gestiegen war, und Guillaume hatte ihm helfen müssen, den Helm und die Handschuhe abzustreifen. Er blutete aus einem Dutzend Wunden, die jede für sich nicht gefährlich waren, ihn in ihrer Gesamtheit aber sehr schwächen mußten.

Aber er schien die Schmerzen nicht einmal zu spüren, in diesem Moment. Alles, was Guillaume in de Banrieux' weit aufgerissenen Augen las, war Angst.

»Was war das?« wiederholte er stammelnd. »Woher kamen diese Männer, Bruder? Und wo...«

»Ich weiß es nicht«, unterbrach ihn Guillaume leise. Auch sein Atem ging schnell und stoßweise. Sein linkes, dreifach verwundetes Bein drohte immer wieder unter seinem Körpergewicht nachzugeben. Schweratmend drehte er sich herum und blickte zurück nach Norden, in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Die Felsgruppe, in der Craven und die beiden anderen zurückgeblieben waren, war nur noch als blasser Schatten am Horizont zu erkennen. Die Hitze ließ ihre Konturen immer wieder verschwimmen.

»Teufelswerk«, murmelte de Banrieux. »Das war schwarze Magie, Bruder. Es war das Werk des Satans.«

»Der würde uns wohl kaum helfen«, murmelte Guillaume, freilich mehr zu sich selbst gewandt als zu Renard. »Nein.« Er setzte sich neben den anderen in den Sand und streckte mit zusammengebissenen Zähnen sein verwundetes Bein aus. Ein dunkler, häßlicher Fleck begann sich auf dem zerrissenen Kettengeflecht seiner Hose auszubreiten. »Erinnerst du dich an die Worte, die der Geist in der Flasche sprach?« fragte er. »Dieser Craven ist ein Mann großer Macht. Es muß sein Werk gewesen sein.«

»Dann ist er mit dem Teufel im Bunde«, behauptete Renard. Sein Gesicht war bleich wie das eines Toten. »Wir sollten von diesem Mann ablassen, Bruder«, fuhr er fort. »Es kann nur Übles bringen...«

»Unverrichteter Dinge zurückzukehren?« fiel ihm Guillaume ins Wort. »Nein, Bruder – was gerade geschehen ist, bestärkt mich eher in meiner Meinung. Robert Craven dürfte der einzige sein, der die Macht besitzt, es mit Nizar und seinen Kreaturen aufzunehmen. Du weißt«, fügte er hinzu, sehr ernst und mit einem hörbar drohenden Unterton in der Stimme, »was geschieht, wenn wir ohne das Auge des Satans zurückkehren. Das Leben zahlloser anderer steht auf dem Spiel.«

»Die Beni Ugad werden wiederkommen«, sagte Renard leise. »Sie werden Craven nicht entkommen lassen. Und uns auch nicht.«

Guillaume de Saint Denis blickte sehr lange und nachdenklich in die Wüste hinaus, ehe er antwortete. Sein Bruder hatte nur zu recht, das wußte er. Von den sechsundzwanzig Wüstenkriegern, die sie angegriffen hatten, lebten vielleicht noch zehn – aber diese befanden sich bereits auf dem Rückweg in ihr Lager. In weniger als zwei Stunden würde es hier von Heiden wimmeln, die nach ihrem und Cravens Blut lechzten. Und weder er noch de Banrieux waren in der Verfassung, einen weiteren Kampf mit den Beduinen durchzustehen.

Aber es gab noch etwas anderes, was er tun konnte.

Eine Zeitlang starrte er Renard de Banrieux wortlos an, dann stand er auf, humpelte zu seinem Pferd und nahm die kleine, bleigefaßte Flasche aus der Satteltasche, die sie aus der Schwarzen Stadt geborgen hatten…

* * *

»Sie sind fort.«

Letitia sah müde auf, als Alis Stimme den Schleier aus Schwäche und Furcht durchbrach, der sich über ihre Gedanken gelegt hatte. Im ersten Moment sah sie nichts als einen Schatten; groß und finster und sehr drohend. Ihr Herz begann vor Schrecken zu rasen. Dann beugte sich Ali zu ihr hinab, ergriff ihre Hand und lächelte aufmunternd.

»Du brauchst keine Angst mehr zu haben, Rose aus Inglistan«, flüsterte er. »Die feigen Hunde von Beni Ugad sind geflüchtet. Im Augenblick sind wir in Sicherheit.«

Letitia sah hilflos zu Boden, erwiderte Alis Lächeln schüchtern und wandte sich beinahe hastig zu Craven um. Dieser war stöhnend in den Sand gesunken und hatte alle viere von sich gestreckt. Seine Lippen waren aufgesprungen und voller blutigem Schorf, und seine fiebrig glänzenden Augen starrten blicklos gen Himmel.

»Keine Sorge«, sagte Ali. »Er ist nur erschöpft.« Er seufzte. »Was vorhin geschah, diese… Geister. Wie hat er das gemacht?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Letitia. »Ich… kenne ihn ja kaum.«

Aus einem Grund, den sie nicht verstand, schien diese Antwort Ali aufs äußerste zu erfreuen. »Er ist wohl doch ein größerer Zauberer, als er zugeben will«, sagte er. »Aber was er getan hat, hat ihn völlig erschöpft. Ein zweites Mal wird er uns kaum helfen können. Fühlst du dich kräftig genug, um zu reiten?«

»Reiten?« wiederholte Letitia verwirrt.

Ali nickte. »Die Beni Ugad waren freundlich genug, uns Kamele und Pferde zurückzulassen«, erklärte er. »Dazu Wasser und so viele Waffen, wie wir nur wollen. Komm mit und hilf mir.«

Letitia wollte widersprechen, aber Ali beachtete sie gar nicht mehr,

sondern bettete Craven behutsam so um, daß sein Gesicht im Schatten der Felswand lag, und ging in die Schlucht zurück, so daß Letitia kaum etwas anderes übrig blieb, als ihm zu folgen.

Der Anblick, der sich ihr bot, als sie um die Biegung des schmalen Canyons bog, war entsetzlich.

Es mußten an die zwanzig Männer sein, die erschlagen im sonnendurchglühten Sand lagen. Ein halbes Dutzend Pferde und drei oder vier Kamele standen herrenlos herum, noch einmal die gleiche Anzahl Tiere lag verendet zwischen den Reitern. Letitia wurde übel.

Aber aus irgendeinem Grunde wollte sie nicht, daß Ali ihre Schwäche bemerkte. So riß sie sich mit aller Kraft zusammen, folgte dem hünenhaften Beduinen und begann gehorsam, die Wasserschläuche von den Sätteln zu lösen, wie Ali es ihr auftrug. Währenddessen durchsuchte der junge Wüstenprinz die Toten – vorgeblich, um an Waffen und Nahrung zu gelangen. In Wahrheit plünderte er sie aus, wie Letitia keineswegs entging.

Sie brauchten eine halbe Stunde, bis sie alles zusammengetragen hatten, was für eine weitere Flucht notwendig war. Ali sprach es nicht aus, aber Letitia war klar, daß ihre momentane Sicherheit von höchst trügerischer Art war. Die Beni Ugad würden zurückkommen. Bald.

Ali lächelte ihr aufmunternd zu, reichte ihr einen Wasserschlauch und machte eine Handbewegung, zu trinken. Sie zögerte.

»Du solltest dich stärken, du Perle des Abendlandes«, sagte er lächelnd. »Ich werde unterdessen die Kamele vorbereiten.«

»Kamele?« Letitia ließ den Wasserschlauch, den sie schon halb angesetzt hatte, wieder sinken. »Es sind genug Pferde da. Ich reite nicht gerne auf Kamelen.«

»Ich weiß«, erklärte Ali mit einem Was-glaubst-du-wohl-wie-egal-mir-das-ist-Lächeln. »Aber wir werden die Wüste durchqueren müssen, um den Beni Ugad zu entkommen. Ein Pferd würde Hitze und Durst nicht lange aushalten. Es tut mir leid, aber wir werden die Kamele nehmen müssen. Du wirst dich daran gewöhnen«, fügte er hinzu. Sein Blick glitt dabei auf eine Art über ihren Körper, daß ihr gleichzeitig heiß und kalt wurde.

Sie senkte den Kopf, um die Bewunderung, die aus seinen Augen leuchtete, nicht mehr sehen zu müssen. Das war nicht der ergebene Blick, den sie von den jungen Offizieren der Sudanarmee kannte,

sondern eine wilde, fordernde Glut, die Erfüllung forderte. Und irgend etwas in ihr erwiderte dieses Gefühl sogar, auch, wenn sie sich mit Macht dagegen zu wehren versuchte.

Hastig hob sie den Wasserschlauch und trank das seltsam bitter schmeckende Wasser mit ungeahntem Genuß. Den Rest trug sie zu Craven hin und benetzte sein Gesicht und seine aufgesprungenen Lippen.

Er öffnete die Augen, erkannte sie und verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, die wohl ein Lächeln darstellen sollte. »Danke«, flüsterte er, seufzte tief – und schlief auf der Stelle wieder ein.

Wenige Augenblicke später tauchte Ali neben ihr auf und präsentierte Letitia vier Kamele, die er eingefangen hatte. Er befahl den Tieren, sich zu legen, und sattelte sie mit geschickten Handgriffen. Anschließend schnallte er die Wasserschläuche und einen Sack Datteln auf den Sattel des Lasttieres und legte Craven in den Sattel des zweiten Kamels, wo er ihn sorgfältig festband. Zuletzt hob er Letitia auf das dritte Tier und schwang sich auf das letzte Kamel.

Er nahm die Zügel aller vier Kamele in die Hand und trieb sie mit einem kehligen Laut hoch. Letitia, die bislang nur in Kamelsänften gereist war – sah man von dem unwürdigen Transport hierher ab –, hatte alle Mühe, sich auf dem hin und her schaukelnden Kamel zu halten, das mit wiegenden Schritten hinter Alis Reittier hertrottete. Doch sie biß die Zähne zusammen und klammerte sich wie ein kleines Äffchen am Sattelhorn fest.

Ali drehte sich zu ihr um und sah sie an. Er sprach kein Wort – aber der Blick, mit dem er sie bedachte, ließ Letitia abermals erschauern.

* * *

Guillaumes Hände zitterten, als er die Flasche hob. In seinem Mund war plötzlich ein bitterer Geschmack, der nicht einzig von der Hitze und der Erschöpfung stammte. Und er glaubte Renards Blicke wie kleine, glühende Pfeile im Rücken zu spüren. Wenn sein Vorhaben mißlang, das wußte er, dann würde er von de Banrieux keine Rückendeckung haben. Was er hier tat, das hätten seine Vorgesetzten mit ziemlicher Sicherheit als Häresie bezeichnet.

Aber er hatte keine andere Wahl.

Nicht, wenn er seine Pläne verwirklichen wollte. Wenn es ihnen gelang, das Auge des Satans in die Hände zu bekommen, und wenn sie mit seiner Hilfe die Sandrose und ihren monströsen Bewohner vernichteten... nun, man würde sehen, wer dann der nächste Großmeister des arabischen Tempelkapitels wurde. De la Croix war noch immer nicht von der geheimen Mission zurück, auf die ihn Bruder Balestrano geschickt hatte. Möglicherweise würde er eine Überraschung erleben bei seiner Rückkehr.

Guillaume de Saint Denis vertrieb solch lästerliche Gedanken aus seinem Schädel und konzentrierte sich wieder auf die Flasche, die er in Hunden hielt. Sie sah so harmlos aus – und doch enthielt sie mehr als nur den Tod.

Meister?

Die Stimme war direkt in seinem Kopf, ohne den Umweg über sein Gehör. Und wie immer war es eine sanfte, sehr weibliche – und sehr verlockende – Stimme.

»Wir brauchen noch einmal deine Hilfe«, sagte Guillaume.

Ich weiß, flüsterte der Dschinn. Ich habe gesehen, was sich zutrug. Habe ich zuviel versprochen, als ich euch diesen Mann nannte?

»Nein«, antwortete Guillaume verärgert. »Aber wenn du alles weißt, dann weißt du auch, daß Craven und seine Begleiter keineswegs in Sicherheit sind. Und Bruder Renard und ich sind nicht mehr in der Lage, ihnen beizustehen.«

Bruder Renard und du, antwortete die lautlose Stimme amüsiert, werdet bald nicht mehr in der Lage sein, irgend jemandem beizustehen. Nicht, wenn ihr nicht binnen einer Stunde aus diesem Teil der Wüste flieht. Es sind Beni Ugad auf dem Weg hierher. Sehr viele.

Guillaume erschrak und sah instinktiv auf. Noch war der Horizont leer. Aber er wußte, wie schnell sich dies ändern konnte. »Hilf uns«, verlangte er.

Euch oder Craven? erkundigte sich der Dschinn. Was ihr von mir verlangt, ist viel. Ich kann Craven zu Nizar bringen, oder euch von hier fort. Beides zugleich übersteigt meine Kräfte!

Guillaume überlegte fieberhaft. Er wußte, daß ihnen ein qualvoller Tod bevorstand, fielen sie den Beduinen in die Hände. Aber er wußte

auch, daß alle seine Pläne unwiderruflich zum Scheitern verurteilt waren, wenn es ihm nicht gelang, Robert Craven zu einer Konfrontation mit Nizar zu zwingen.

»Gut«, sagte er schließlich. »In welche Richtung müssen wir reiten, um den Beni Ugad zu entkommen?«

Nach Westen, antwortete der Dschinn. Also hast du dich entschieden. Es ist Craven, dem ich mit meiner Macht beistehen soll.

»Für diesmal, ja«, antwortete Guillaume.

Es wird kein nächstes Mal geben, Herr, sagte der Dschinn. Um den Weißen Magier und seine Begleiter in Sicherheit zu bringen, brauche ich meine ganze Kraft. Ihr müßt mich befreien.

»Niemals!« sagte Guillaume.

Dann wird er abermals in die Hände der Beni Ugad fallen, erwiderte der Dschinn. Diesmal werden sie ihn töten. Ihr müßt mich freilassen. Ich werde euren letzten Befehl ausführen und dann meiner Wege gehen.

»Was sollte mich daran hindern, dich in deiner Flasche versauern zu lassen?« fauchte Guillaume wütend.

Nichts, Herr. Die Stimme des Dschinn klang beinahe amüsiert. Es würde mir nicht gefallen, aber ich habe Zeit. Was sind hundert Jahre?

»Das... das ist Erpressung!« stöhnte Guillaume.

Die Bedeutung dieses Wortes ist mir unbekannt, antwortete der Dschinn ungerührt. Ich schlage euch einen Handel vor. Meine Freiheit gegen die Verwirklichung eurer Pläne. Überlegt es euch. Aber überlegt nicht zu lange. Die Beni Ugad kommen rasch näher. Und Craven und die beiden anderen können ihnen nicht entkommen, so erschöpft, wie sie sind.

»Das... das ist nicht dein Ernst!« keuchte Renard. Er hatte die stumme Unterhaltung mit angehört. Sein Gesicht war grau vor Angst. »Ich flehe dich an, Bruder – du kannst diesen Dämon nicht befreien, nur um...«

»Nur um was?« unterbrach ihn Guillaume kalt. »Nur um einen weit größeren Dämon zu vernichten? Oder das Leben von hundert oder mehr unserer Brüder zu retten?«

Renard schwieg, aber sein Blick flackerte unstet. Guillaume starrte ihn noch einen Moment an, dann drehte er sich um…

und schleuderte die Flasche mit aller Macht gegen einen Felsen.

Das in ein dünnes Netz aus Blei eingeschlossene Glas zerbarst klirrend. Für einen Moment hatte Guillaume das Gefühl, etwas Kleines, Dunkles davonhuschen zu sehen, wie einen Wurm, der hastig davonkroch. Dann begann grauer Dampf aufzusteigen…

Und mit einem Male sahen sich die beiden Tempelritter einer hochgewachsenen, dunkelhaarigen Frau gegenüber, die wie aus dem Nichts vor ihnen erschien.

Renard schrie auf, brach in die Knie und schlug mehrmals hintereinander das Kreuzzeichen vor der Brust, und auch Guillaume prallte erschrocken zurück. Aber er hatte sich weit genug in der Gewalt, sofort wieder stehenzubleiben und den Dschinn zu mustern.

»Du bist…«

»Ich bin, was ich bin«, unterbrach ihn die Frau. »Ich habe diese Gestalt gewählt, um dich nicht zu erschrecken. Ich hoffe, sie gefällt dir. Ich sah dieses Bild in deinen Gedanken.«

Guillaume schluckte ein paarmal. Erst jetzt sah er, wie schön die Frau war – sie war keine reine Araberin, aber auch keine reinblütige Europäerin, sondern hatte von jeder Rasse etwas; eine Mischung, die eine unglaublich faszinierende Wirkung auf Guillaume ausübte. Was er sah, war die Frau seiner Träume, das Idealbild, das jeder Mann – und umgekehrt jede Frau – in sich trägt und niemals wirklich findet. Jetzt stand es vor ihm, lebend, warm, unglaublich verlockend; ein Sturm, der über seine Sinne und Gefühle hereinbrach.

Mit aller Macht zwang sich Guillaume in die Wirklichkeit zurück. »Teufel«, stammelte er. »Du… du willst mich versuchen. Weiche von mir!«

»Wie du befiehlst, Herr«, antwortete die Frau. Ihre Stimme war sie Samt. Ein eisiges, aber unglaublich wohltuendes Prickeln rann über Guillaumes Rücken, als er ihren Klang hörte. Stockend, als gehorche er nicht mehr seinem eigenen Willen, tat er einen Schritt auf die Frau zu, hob die Hände und blieb wieder stehen. In seiner Brust tobte ein wahrer Sturm einander widerstrebender Gefühle.

»Ich werde gehen«, flüsterte die Samtstimme. »Ich werde tun, was ich

euch versprach, und dann gehen. Aber ein Wort von dir, Guillaume, und ich kehre zurück. Was immer du von mir haben willst, es sei dein.«

Guillaume stöhnte. Die Lippen der Frau glänzten feucht, während sie diese Worte sagte, und in ihren Augen war ein Versprechen, das etwas in ihm in Flammen setzte.

»Nein«, wimmerte er. »Du… du bist kein Mensch.«

»Für dich kann ich es sein«, sagte der Dschinn. »Bedenke deine Entscheidung gut, Guillaume. Meine Macht als Geist ist begrenzt, doch als Frau gehöre ich dir. Wann immer du willst.«

Es geschah ebenso schnell wie ihr Auftauchen – ein grauer Dampf, der aus dem Nichts kam, verhüllte ihre Gestalt, und eine Sekunde später war sie verschwunden.

Zumindest für Renard.

Guillaume de Saint Denis würde sie niemals mehr vergessen können.

* * *

Sie kamen näher. Vor einer halben Stunde war eine blasse graubraune Staubwolke über der Wüste aufgetaucht, nicht mehr als ein flüchtiger Schleier, wie ihn die Hitze oder eine der hier oft auftretenden Sandhosen verursacht haben konnten. Aber dann hatte Ali mit finsterem Gesichtsausdruck auf die winzigen dunklen Punkte gedeutet, die sich am Ende der Staubwolke bewegten, und im gleichen Augenblick hatte ich begriffen, daß es Reiter wären. Sehr viele Reiter – achtzig, möglicherweise auch hundert oder mehr. Und über ihre Identität – und erst recht ihre Absichten – brauchte ich mir nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Unser Vorsprung war nicht sehr weit zusammengeschrumpft – wenn unsere Kamele nicht die Kraft verließ oder die Beni Ugad dramatisch an Tempo zulegten, würden noch Stunden vergehen, bis sie uns einholten.

Aber sie würden uns einholen, und das war der entscheidende Punkt.

»O Allah, o Mohammed, o ihr Kalifen«, seufzte Ali. »Diese Hundesöhne von Beni Ugad sind wie die Krätze – überflüssig und widerwärtig, aber man wird sie nicht los. Wir brauchten ein Wunder, um sie noch einmal abzuschütteln.«

Bei diesen Worten sah er mich eindeutig fragend an, aber ich schüttelte nur ganz leicht mit dem Kopf; fast unmerklich deshalb, weil ich Letitia nicht unnötig aufregen wollte. In der Begleitung einer Frau zu sein, war schon schlimm genug, angesichts der Situation, in der wir uns befanden. Ich legte keinen besonderen Wert darauf, auch noch eine hysterische Frau neben mir zu haben. Aber wenn Ali hoffte, daß ich meine außergewöhnlichen Fähigkeiten – die er noch immer mit Zauberei bezeichnete – ein zweites Mal einsetzen konnte, um unsere Verfolger abzuschütteln, so mußte ich ihn enttäuschen. Es war mir auch beim ersten Male nur gelungen, weil mir die Verzweiflung schier übermenschliche Kräfte gegeben hatte; außerdem waren die Beni Ugad voll und ganz damit beschäftigt gewesen, die beiden Tempelritter niederzumetzeln. Diesmal sah die Sache gänzlich anders aus. Selbst, wenn ich ausgeruht und im Vollbesitz meiner Kräfte gewesen wäre, hätte ich es kaum mit hundert oder womöglich noch mehr Männern aufnehmen können.

»Und wenn wir uns irgendwo verbergen?« fragte Letitia.

Ali schüttelte bedauernd den Kopf. »Es gibt hier nichts, wo wir uns verstecken können, Zierde deines Volkes. Auf anderthalb Tagesritte liegt nichts als Wüste vor uns.« Er schüttelte abermals den Kopf, um seine Worte zu bekräftigen, wandte sich im Sattel um und sah zu den Reitern zurück. »Wenn wir lange genug durchhalten, verlassen ihre Pferde vielleicht die Kräfte«, murmelte er. »Unsere Kamele sind ausdauernder.«

Letitia sagte nichts mehr, aber ihr Gesichtsausdruck sprach Bände. Sie mußte so deutlich wie ich spüren, daß diese Worte nichts als ein gutgemeinter Versuch waren, sie zu trösten.

Plötzlich stieß Ali einen Ruf in seiner Muttersprache aus und deutete zu den Beni Ugad zurück. »Seht doch!« rief er.

Auch ich wandte mich um – und erschrak.

In den wenigen Augenblicken, die vergangen waren, seit ich mich das letzte Mal zu den Beduinen herumgedreht hatte, hatte sich das Bild total verändert. Der Himmel hinter den Reitern war jetzt nicht mehr blau, sondern von einer sonderbar stumpfen, bleigrauen Färbung; eine Farbe, in der sich irgend etwas zu bewegen schien – und die das Blau des Firmaments mit rasendem Tempo auslöschte.

»Was ist das?« flüsterte Letitia entsetzt.

»Ein Sandsturm«, murmelte Ali. Sein Gesichtsausdruck wirkte mit

einem Male verbissen.

Ich rieb mir mit der rechten Hand über die Augen, tauschte einen raschen, erschrockenen Blick mit Letitia und starrte erneut in die dunkle, wogende Wolkenwand, die schräg hinter uns den Himmel beherrschte und mit irrsinniger Geschwindigkeit auf uns zukam. Die Gestalten der Beni Ugad wirkten winzig und verwundbar vor dem Hintergrund des gigantischen Gebildes.

»Was... sollen wir tun?« stammelte Letitia. Sie versuchte, sich möglichst wenig von ihrer Angst anmerken zu lassen, aber es blieb bei einem Versuch. Ihr Gesicht war grau vor Furcht.

Statt einer Antwort löste Ali die verknoteten Zügel der Kamele und zog Letitias Reittier das Leinenende über die Kruppe. Das Kamel schrie erschrocken auf und raste los; so schnell, daß Letitia beinahe abgeworfen worden wäre, ehe sie ihren Schrecken überwand und sich am Sattelhorn festklammerte. Mein Kamel folgte Letitias Tier mit raumgreifenden Schritten. Hinter mir mühte sich Ali mit dem Lasttier ab. Doch der näherkommende Sturm, den das Tier bereits witterte, hatte es schier um den Verstand gebracht. Es versuchte auszubrechen und behinderte Alis Kamel so sehr, daß dieser den Zügel freigab und das Lasttier samt unserer Wasser- und Nahrungsvorräte seinem Schicksal überließ.

Verzweifelt blickte ich zurück. Der Himmel überzog sich mit roten und violetten Schlieren, und in der bleigrauen Wand des Sturmes blitzte es immer wieder auf; ein fahles, schwefelgelbes Wetterleuchten, das mit nichts zu vergleichen war, das ich jemals erlebt hätte.

Auch unsere Verfolger mußten die drohende Gefahr längst bemerkt haben, denn ich sah, wie die Masse dunkler Punkte auseinanderspritzte, als die Reiter ihr Heil in einer verzweifelten Flucht suchten. Dann erreichte die Sturmfront die Beni Ugad, überrollte und verschlang sie, so schnell und spurlos, als hätte es sie niemals wirklich gegeben.

Binnen weniger Augenblicke frischte der warme Wüstenwind zum Orkan auf und zerrte an unseren Kleidern und Haaren. In sein schrilles Heulen mischte sich ein entsetzlicher, rasch anschwellender Ton, und ich glaubte den Boden unter den Hufen meines Kamels zittern zu fühlen.

Ali lenkte sein Tier neben Letitias Kamel, griff hinüber und legte ihr

einen Zipfel des Burnusses wie einen Schleier vor das Gesicht. Ich folgte dem Beispiel und bekam wenigstens für eine kurze Zeitspanne wieder mehr Luft als Sand in Mund und Nase.

Doch der Sturm wurde immer stärker. Der Sand prasselte mit entsetzlicher Kraft auf uns herab und kroch unter meine Kleidung, in meinen Mund, meine Ohren und Augen und in meine Nase. Ich spie immer wieder aus, um den Mund freizuhalten. Meine Augen begann zu tränen. Und es wurde immer schlimmer.

»Schneller, Robert!« schrie Ali über das Toben des Sturmes hinweg. »Wenn er uns nur streift, haben wir vielleicht eine Chance!«

Wie um seine Worte augenblicklich ad absurdum zu führen, brach in diesem Moment eine neue, tobende Sturmböe über uns herein, schlug mit unsichtbaren Riesenfäusten auf uns ein und nahm mir vollends die Sicht. Ali und Letitia wurden zu verzerrten Schatten. Mein Kamel bäumte sich auf, versuchte auszubrechen und sprang mit einem gewaltigen Satz nach vorn. Mit aller Kraft klammerte ich mich am Sattelhorn fest, um nicht abgeworfen zu werden. Wenn ich jetzt fiel, war das mein Ende.

Und dann traf uns der eigentliche Sturm.

Ich hatte bis jetzt gedacht, daß es schlimm wäre. Aber das stimmte nicht. Es war nur ein sanftes Vorspiel gewesen, ein Präludium zu dem Weltuntergang, der folgte.

Eine Walze aus Sand und glühendheißer Luft raste über der Wüste heran, warf mich nach vorn und gegen den Kamelhals und drückte mich im nächsten Moment zur Seite. Mein Reittier taumelte, stieß einen schrillen Schrei aus und brach zusammen. Ich wurde in hohem Bogen aus dem Sattel geschleudert, landete auf heißem, plötzlich gar nicht mehr weichem Sand und rollte mich ganz instinktiv zu einem Ball zusammen. Es war schieres Glück, daß ich nicht unter das Kamel geriet und zu Tode gequetscht oder erstickt wurde.

Rings um mich herum erlosch die Welt.

Mit einem Male war es dunkel, eine Dunkelheit solcher Intensität, wie ich sie niemals zuvor erlebt hatte. Selbst die brüllenden Staubschleier waren verschwunden, als der Sturm mit seiner ganzen Gewalt über uns hinwegraste und auch noch das letzte bißchen Sonnenlicht fraß.

Ich krümmte mich zusammen, verbarg den Kopf zwischen den Armen und versuchte, in den Sand hineinzukriechen, um der weißglühenden

Hand zu entgehen, die meinen Rücken aufzureißen versuchte.

Und plötzlich…

Es ist schwer, etwas, wofür es keine Worte gibt, in Worte zu fassen – es war wie ein körperloser Eishauch, der aus dem Nichts kam. Die erbarmungslose Hitze und der Sand waren noch immer da, aber gleichzeitig spürte ich auch die Berührung von etwas Kaltem, ungeheuer Mächtigem.

Trotz der Schmerzen und der grausamen Hitze hob ich den Kopf und blinzelte zwischen den Fingern hindurch. Sand biß mir in die Augen, so daß ich nur verschwommen sehen konnte – aber ich erkannte trotzdem das gigantische finstere Etwas, das da mit dem Sturm heranraste. Ich wußte nicht, was es war – aber es gehörte eindeutig nicht in einen normalen Sturm.

Und plötzlich war ein Schatten vor mir, Bewegung, die nicht tobender Sand, Laute, die nicht das Heulen des Orkanes waren.

Der Anblick gab mir noch einmal neue Kraft. Ich stemmte mich hoch, stolperte weiter und erblickte einen gigantischen Granitbrocken, der dicht vor mir aus dem Sand wuchs. Der Schatten, den ich bemerkt hatte, wurde zu Ali, die Bewegung zu seiner Hand, die sich mir entgegenstreckte und mich in den Schutz des Felsens zerrte. Ich fiel auf die Knie, spuckte Sand und rieb mir über die Augen, um wenigstens halbwegs deutlich sehen zu können.

Der Felsen bildete keine wirkliche Schlucht, sondern nur einen schmalen, nach wenigen Schritten enger werdenden Spalt, in den sich Ali und Letitia gerettet hatten.

»Wir haben es geschafft, Giaur! Wir sind gerettet!« schrie er durch das Heulen des Sturmes. »Bist du verletzt?«

Ich schüttelte den Kopf, kämpfte mich mühsam auf die Füße und lehnte mich keuchend gegen den Stein. Für einen ganz kurzen Moment kam mir zu Bewußtsein, daß es diesen Felsen eigentlich gar nicht geben dürfte, denn wir hatten die Wüste auf Meilen hinweg überblicken können, ehe der Sturm losbrach. Einen Brocken von dieser Größe hätten wir gar nicht übersehen können.

Ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, da raste die Sandwalze schon über den Felsen hinweg. Für einen kurzen Moment glaubte ich ein riesiges, wirbelndes Etwas im Zentrum des Sturmes zu sehen, das mit ungeheurer Kraft Wind und Sand gegen uns trieb. Dann

war nur noch das Heulen des Windes und das Zittern der Erde und der entsetzliche Laut, mit dem der Sturm glühenden Sand gegen den Felsbrocken schleuderte.

* * *

Über der Wüste lag noch der Geruch verbrannter Luft und glühender Steine, und obgleich der Blick wieder so weit reichte wie vorher, glaubte Guillaume de Saint Denis noch das Wirbeln des Sandes zu sehen, das Toben und Heulen der entfesselten Naturgewalten.

Es war unmöglich! dachte er entsetzt. Sie waren den Beni Ugad gefolgt, nachdem sie einen gewaltigen Bogen geschlagen hatten, um die Beduinen von ihrer Spur abzubringen. Sie waren ihnen gefolgt, bis der Sturm losgebrochen war, und sie hatten gesehen, wie sein Toben die Beni Ugad und Augenblicke später auch Craven und seine beiden Begleiter verschlungen hatte.

Und dann, von einer Sekunde auf die andere, war er erloschen. Nicht abgeflaut oder weitergezogen, sondern erloschen.

Und mit ihm waren Craven und die beiden anderen verschwunden. Spurlos.

»Aber das... das ist nicht möglich«, stammelte Renard. Der Tempelritter hatte geschwiegen, seit sie den Dschinn befreit hatten. Und auch jetzt war es wohl nur das Entsetzen, das ihn seinen Zorn auf Guillaume vergessen ließ.

»Wo... wo sind sie?«

Guillaume antwortete nicht sofort. Sein Blick tastete unsicher über die verstreut herumliegenden Kleiderfetzen, die zerbrochenen Waffen, die Kadaver der Pferde... alles, was von der Armee der Beni Ugad geblieben war. Er war sicher, daß keiner der Heiden den Sturm überstanden hatte.

Aber Craven und die beiden anderen waren vollkommen verschwunden.

»Wo... wo sind sie, Bruder?« keuchte Renard noch einmal. In seiner Stimme klang der Unterton beginnender Hysterie mit. »Sie... sie können doch nicht einfach... einfach verschwunden sein. Das ist doch nicht... nicht möglich!« Die beiden letzten Worte hatte er fast

geschrien.

»Sie sind nicht verschwunden, Bruder«, antwortete Guillaume leise. Er beugte sich vor, streichelte scheinbar gedankenverloren den Hals seines Pferdes. »Sie sind dort, wo der Dschinn sie hinzubringen versprach«, fügte er hinzu.

Renard de Banrieux wurde noch ein wenig bleicher. »Bei... bei...«

»Bei Nizar«, bestätigte Guillaume tonlos.

»Aber es sind anderthalb Tagesritte bis zu seiner Festung!« keuchte Renard.

Guillaume nickte. »Ich weiß.« Er richtete sich im Sattel auf, atmete hörbar ein und wischte sich mit der Linken den Schweiß von der Stirn. Er hatte Durst, aber er widerstand der Versuchung, zu seinem Wasserschlauch zu greifen. Der Weg, der vor ihnen lag, war weit.

»Um so weniger Zeit haben wir zu verlieren«, sagte er nach einer Weile. »Komm, Bruder. Ich habe Nizar ein Versprechen gegeben, und ich möchte nicht zu spät kommen, um es einzulösen.«

Renard wollte widersprechen, aber Guillaume gab ihm keine Gelegenheit dazu!

* * *

Irgendwann hatte ich den Eindruck, daß das Toben des Sturmes ein wenig nachließ. Der Felsen, hinter dem wir Schutz gesucht hatten, zitterte noch immer wie unter den Faustschlägen eines unsichtbaren Riesen, aber der Himmel, zu dem ich nur dann und wann einen hastigen Blick hinaufzuwerfen wagte, war nicht mehr schwarz, sondern von der gleichen bleigrauen, stumpfen Färbung, wie unmittelbar, bevor der Sturm losgebrochen war.

Ich sah meine Begleiter schemenhaft neben mir auftauchen, hörte Alis Stimme, die Letitia Mut zusprach, und das krampfhafte Schluchzen, mit dem sie antwortete.

Der Felsspalt, in dem wir Zuflucht gesucht hatten, war zur Hälfte mit Sand zugeweht, und dann und wann trug der Sturm kleine Felssplitter und Steine heran, um sie wie winzige Geschosse nach uns zu schleudern. Einmal stoben Funken aus dem Felsen dicht vor meinem

Gesicht, als eine dieser steinernen Granaten dicht neben mir einschlug, und ein anderes Mal verspürte ich einen jähen, stechenden Schmerz zwischen den Schulterblättern. Auch Ali, der sich wie ich zusammengerollt hatte, dabei aber noch versuchte, Letitia mit seinem Körper zu decken, wurde immer wieder getroffen. Wenn dieser Sturm noch lange anhielt, dann würden wir regelrecht gesteinigt werden.

Aber wir hatten Glück; wenigstens dieses eine Mal noch. Das ungeheuerliche Brüllen und Toben der Naturgewalten ebbte allmählich ab, und der Himmel klarte weiter auf.

Der Sturm brüllte ein letztes Mal auf, überschüttete uns mit einem Sturzbach aus Sand und Steintrümmern und ebbte endgültig ab. Von einer Sekunde auf die andere wurde es heiß, so unerträglich heiß, daß mir der Schweiß in Strömen über den Rücken lief.

Mühsam richtete ich mich auf und überzeugte mich mit einem raschen Blick davon, daß ich nicht ernsthaft verletzt war. Denn kroch ich die paar Schritte zu Ali und beugte mich über ihn.

Der junge Wüstenprinz sah übel aus. Sein Gesicht war blutig, und in seinen Augen stand ein fiebriger Glanz. Aber er war bei Bewußtsein, und obwohl er starke Schmerzen leiden mußte, wehrte er meine Hilfe mit einem entschiedenen Kopfschütteln ab und stemmte sich stöhnend in die Höhe, um nach Letitia zu sehen.

Das Mädchen schluchzte ununterbrochen. Sie schien seine beruhigenden Worte überhaupt nicht zu hören, und als er sie an der Schulter berührte und in die Höhe ziehen wollte, schrie sie auf, schlug nach ihm und kroch so weit davon, wie es der Felsspalt zuließ. Ihr Blick flackerte. Der Ausdruck in ihren Augen erinnerte mich an den einer Wahnsinnigen.

Ich beugte mich herab, schob Ali sanft beiseite und packte Letitias Hände. Ihr Schreien wurde zu einem hysterischen Kreischen. Sie trat nach mir. Es gelang mir nur mit größer Anstrengung, sie überhaupt zu halten.

»Tu ihr nicht weh, Giaur«, sagte Ali hinter mir. Seine Stimme klang so besorgt, als hielte ich sein eigenes Kind in den Armen.

»Keine Sorge«, antwortete ich. »Ich bin ganz vorsichtig.« Dann ließ ich ihre Hände los, holte aus und versetzte Letitia eine schallende Ohrfeige.

Ali brüllte, als hätte ich ihn geschlagen, sprang in die Höhe und hob

die Fäuste, beherrschte sich dann aber im letzten Moment, als er sah, wie Letitia urplötzlich verstummte.

»Alles wieder in Ordnung«, fragte ich leise.

Letitia starrte mich an, zog hörbar die Nase hoch und tastete mit den Fingerspitzen nach ihrer Wange. Meine Finger hatten eine deutliche rote Spur darauf hinterlassen.

»Es… es geht wieder«, schnüffelte sie. »Verzeihen Sie, daß ich die Beherrschung verloren habe. Es war… es war so entsetzlich.«

»Schon gut.« Ich lächelte erneut, ging vor ihr in die Hocke und streckte ihr die Hand entgegen. Letitia zögerte einen Moment, danach zu greifen, stand unsicher auf – warf sich mir schluchzend an den Hals.

»Ist es vorbei?« wimmerte sie. »Sagen Sie mir, daß es vorbei ist, Robert, ich flehe Sie an.«

»Es ist vorbei«, sagte ich. »Keine Angst mehr, Letitia. Wir sind in Sicherheit. Der Sturm ist vorüber.« Behutsam löste ich ihre Arme von meinem Hals, schob sie ein Stück weit von mir fort und drehte mich herum.

Ich erschrak, als ich Alis Blick begegnete.

Die Augen des jungen Wüstenprinzen flammten vor Zorn – jedenfalls dachte ich, daß es Zorn wäre, im allerersten Moment.

Dann erkannte ich, was es wirklich war: Eifersucht.

»Ist es bei euch in Inglistan üblich, Frauen zu schlagen?« zischte er.

Ich sah ihn kühl an. »Wenn sie hysterisch werden, schon«, antwortete ich. »Männer übrigens auch.«

Ali ignorierte den letzten Teil meiner Antwort geflissentlich. »Du hast ihr geholfen, Giaur«, sagte er. »Dafür danke ich dir. Und trotzdem – merke es dir gut, denn ich werde es kein zweites Mal sagen: rührst du sie noch einmal an, dann töte ich dich.«

Ich setzte zu einer geharnischten Antwort an, beließ es aber dann bei einem stummen Kopfschütteln. Ich hatte wahrlich keine Lust, mich jetzt auch noch mit Ali zu streiten – um einer Frau willen, die mich nicht die Bohne interessierte.

Den Felsspalt zu betreten, war weitaus leichter gewesen, als ihn wieder zu verlassen, denn der Sturm hatte tonnenweise Sand gegen unser Versteck geschleudert, so daß ich mich gezwungen sah, das letzte Stück auf Händen und Knien zu kriechen, um die jäh ansteigende, neugeschaffene Düne zu überwinden; ebenso wie Letitia übrigens. Nur Ali schien es unter seiner Würde zu finden, sich auf allen vieren fortzubewegen, und schritt mit stolz erhobener Nase hinter uns her – mit dem Ergebnis, daß er in dem feinen Flugsand ausglitt und auf selbige fiel. Als er sich hochrappelte, warf er mir einen derart zornigen Blick zu, als hätte ich ihm ein Bein gestellt.

Von unseren Kamelen – oder gar unserer Ausrüstung – war keine Spur mehr zu sehen. Die Wüste war glatt und leer, leergefegt im wahrsten Sinne des Wortes. Vor uns erstreckte sich gelbbrauner Sand, so weit das Auge auch nur reichte.

Ali stieß einen verblüfften Laut aus. Seine Augen waren ungläubig geweitet. »Was beim Schejtan…«, murmelte er, brach ab, fuhr sich verwirrt mit den Händen über die Augen und blickte nach rechts und links.

»Was hast du?« fragte ich.

Ali antwortete erst nach einigen Sekunden. Seine Lippen preßten sich zu schmalen, blutleeren Strichen zusammen. »Das ist Zauberei!« behauptete er. »Das ist… das ist nicht der Teil der Wüste, in dem wir waren, als der Sturm losbrach, Giaur! Das ist…« Er brach mitten im Wort ab, fuhr auf der Stelle herum und begann, an der Flanke des gewaltigen Granitblockes entlangzulaufen, der uns das Leben gerettet hatte.

Einen Moment lang starrte ich ihn an, blickte dann wieder auf die Wüste hinaus und fragte mich, woher zum Teufel er wissen wollte, in welchem Teil der Wüste wir waren? Hier sah doch eine Düne aus wie die andere! Dann aber wandte ich mich ebenfalls um, gab Letitia ein Zeichen, mir zu folgen, und lief durch den knöcheltiefen Sand hinter Ali her.

Um ein Haar hätte ich ihn über den Haufen gerannt, denn Ali war so abrupt stehengeblieben, als wäre er vor eine unsichtbare Wand geprallt.

Und als ich an ihm vorbeisah, verstand ich auch, warum.

Plötzlich wußte ich, daß er recht hatte. Mir selbst war es sonderbar vorgekommen, daß wir den gewaltigen Felsen zuvor nicht gesehen

haben sollten, in dessen Schutz wir uns verkrochen hatten. Aber bei unserer Erschöpfung und Aufregung wäre dies immerhin noch möglich, wenn auch schwer vorstellbar gewesen.

Aber die gewaltige schwarzbraune Festung, die sich auf der anderen Seite des Felsens erhob, zu übersehen – das war schlichtweg unmöglich.

* * *

»Sie kommen, Herr«, sagte Dschakid.

Nizar nickte. Sein feistes Gesicht zeigte keine Regung, während er den Worten seines Heerführers lauschte. Dschakid sagte ihm nichts, was er nicht bereits durch die Macht des Auges gewußt hätte. Nur seine rechte Hand, die den Nacken des riesigen Leopardenweibchens streichelte, das neben seinem Thron lag, hielt einen Moment in ihrer Bewegung inne.

»Dann geh hinaus und begrüße unsere Gäste, wie es Ihnen zukommt«, sagte er schließlich. »Und sei vorsichtig, Dschakid. Ich möchte nicht, daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt wird. Sie sind meine Gäste, und ich will, daß sie so behandelt werden, wie es die Regeln der Gastfreundschaft verlangen.«

Dschakid entfernte sich demütig. Die Leopardin auf Nizars Schoß stieß ein tiefes, zufriedenes Schnurren aus.

Beinahe hörte es sich wie ein Lachen an.

* * *

Es dauerte lange, bis ich meine Überraschung überwand und mehr von meiner Umgebung wahrnahm, und es kostete mich große Mühe, den Blick von der bizarren Festung zu lösen.

Ali hatte recht – dies war nicht mehr der Teil der Wüste, in dem wir uns befunden hatten, als uns der Sturm überfiel.

Hinter uns erstreckten sich die monoton gewellten Sanddünen, aber hier, auf der anderen Seite des Granitfelsens, bot sich unseren Blicken eine gewaltige Steinwüste dar, gänzlich aus Fels und glasig-schwarz erstarrter Lava geschaffen.

Die Festung, ein Alptraum aus schwarzem Granit und schier unmöglichen Formen, erhob sich auf einem flachen Hügel, der ganz von dem burgähnlichen Bauwerk beherrscht wurde. So weit man ihre Form überhaupt beschreiben konnte, war sie rechteckig angelegt, mit hohen, zackig gekrönten Mauern und von einem gewaltigen, sich nach oben verjüngenden Turm beherrscht, der wie ein erstarrter Riesenfinger in den Himmel wies. Das Bauwerk verströmte eine Aura von Furcht und Fremdartigkeit, die mich schaudern ließ.

»Die Festung des Dschinn«, flüsterte Ali.

Verwirrt drehte ich mich zu ihm herum. »Was?«

»Die Festung des Dschinn!« sagte Ali noch einmal, und jetzt hörte ich deutlich die Angst, die für ihn allein mit diesem Wort verbunden war.

»Was soll das sein?« fragte ich vorsichtig. »Die Festung des Dschinn?«

»Es ist... Nizars Burg«, antwortete Ali stockend. Sein Blick war unverwandt auf die schwarze Alptraumfestung vor uns gerichtet. Ich konnte direkt sehen, wie sich die Gedanken hinter seiner Stirn überschlugen. »Die Burg des Mannes, der... der meinen Vater getötet hat. Aber das ist unmöglich«, fügte er flüsternd hinzu. »Wir waren mehr als einen Tagesritt entfernt, und...« Er sprach nicht weiter, sondern schüttelte ein paarmal den Kopf, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und sah mich auf sehr sonderbare Weise an.

»Seit ich auf dich getroffen bin, beginnen sich die Dinge zu verändern, Giaur«, sagte er. »Aber ich weiß noch nicht, ob mir diese Veränderung gefällt. Es ist Zauberei im Spiel.«

Ich begriff ziemlich genau, worauf er hinauswollte. »Ich wünschte, es wäre so, Ali«, antwortete ich. »Ich wüßte nichts, was ich jetzt lieber täte, als einen Zauberspruch aufzusagen und uns nach Alexandria oder besser gleich nach London zu hexen.«

Ich hatte meine Worte eigentlich mehr im Scherz gemeint, doch Ali blickte mich weiter mit großem Ernst an. Und in die Sympathie, die ich trotz allem bisher in seinen Augen gelesen hatte, mischte sich eine sehr deutliche Spur von Mißtrauen. Jener Art von nur allmählich aufkeimendem, aber sehr tiefsitzendem Mißtrauen, das sehr schwer wieder zu entkräften war. Ich kannte diese Art von Blick nur zu gut.

»Ali«, begann ich, »ich muß dir erklären...«

»Vielleicht«, unterbrach mich Letitia, »würde ja schon ein kleiner

Zauberspruch reichen, mein lieber Robert. Einer, der die Männer dort wegzaubert, zum Beispiel.«

»Welche Männer?«

Letitia seufzte. »Die, die gerade dabei sind, uns zu umzingeln.«

Ich fuhr zusammen, drehte mich überhastet herum – und erstarrte wieder. Letitia hatte vielleicht eine recht makabere Art von Humor, wenn sie nicht gerade in Panik war, aber sie hatte auch recht – hinter uns war ein gutes halbes Dutzend dunkel gekleideter Männer aufgetaucht, und als hätten sie nur darauf gewartet, daß wir sie entdeckten, schwang in diesem Moment in dem gewaltigen Burgtor eine kleinere Tür auf, und weitere zwei, drei Dutzend zerlumpte Gestalten quollen ins Freie.

»Allah!« keuchte Ali – und ich für meinen Teil konnte mich gerade noch zurückhalten, ein Großer Gott hinzuzufügen.

Was ich auf den ersten Blick für ganz normale Krieger gehalten hatte – soweit in Leder und Eisen gepanzerte und bis an die Zähne bewaffnete Krieger irgendwie normal sein konnten – entpuppte sich auf den zweiten als eine Armee lebender Mumien; Schauergestalten der gleichen Art, wie sie uns bereits im Kriegslager der Beni Ugad begegnet waren.

Und sie wurden von dem gleichen Mann angeführt, dem ich schon dort begegnet war.

Sein Gesicht war verhüllt, aber ich hätte die drei Rubine auf den sich kreuzenden Lederstreifen vor seiner Brust nicht sehen müssen, um zu wissen, daß es sich bei dem Mann um denselben Dschakid handelte, der meinen Stockdegen als Beuteanteil für seinen Herrn mitgenommen hatte. Ich spürte es einfach. Er mochte vielleicht der einzig lebende Mensch in dieser Armee von Toten sein, die uns aus ihren matt glänzenden Perlenaugen musterten, aber seine Nähe erfüllte mich mit einem eisigen Schauer.

»Schejtan!« flüsterte Ali. Seine Hand kroch zum Schwert. »Wenigstens ihn werde ich mitnehmen, wenn es schon ans Sterben geht.«

Rasch legte ich ihm die Hand auf den Unterarm. »Mach keinen Unsinn, Ali. Schau sie dir an. Sie wollen uns nicht töten.«

Ali schürzte trotzig die Lippen, nahm die Hand aber vom Schwert. Die Mumienarmee schien es wirklich nicht darauf angelegt zu haben, uns

umzubringen – wäre dies ihre Absicht gewesen, hätten sie es längst tun können. Sie waren uns zwanzig zu eins überlegen. Selbst wenn ich im Vollbesitz meiner Kräfte gewesen wäre, ein höchst unfaires Verhältnis. Dazu kam noch, daß sich Tote schlecht hypnotisieren ließen...

Aber zumindest im Augenblick schienen wir nicht in unmittelbarer Lebensgefahr. Dschakid – bei dessen Annäherung die leicht vergammelten Krieger auseinanderwichen – blieb vor uns stehen und musterte uns mit einem halb verwunderten, halb schadenfrohen Blick. Dann sah er einen seiner Krieger an. Der Mann verbeugte sich tief.

»Diese Fremdlinge sind wie aus dem Nichts vor der Festung erschienen, großer Dschakid. Wir können es uns selbst nicht erklären. Sollen wir sie töten?«

Dschakid berührte die Rubine auf seiner Brust mit der rechten Hand. Für eine kurze Zeit versank er in einer unnatürlichen Starre und schien in sich hineinzulauschen. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, noch nicht. Unser Herr will sie sehen. Wir werden sie in die Festung bringen, damit der Gewaltige sein Urteil über sie fällen kann!«

»Der Gewaltige?« flüsterte Letitia,

»Er meint das gewaltige Arschloch, für das er arbeitet«, antwortete Ali ebenso leise.

Trotzdem schien Dschakid die Worte sehr wohl verstanden zu haben, denn in seinen Augen blitzte es haßerfüllt auf. Seine Hand krampfte sich um den Dolch, der aus seinem Gürtel ragte. Mit Ausnahme meines Stockdegens, den er wie ein Schwert trug, seine einzige Waffe.

»Es ist nur die Gastfreundschaft, die dich schützt, du Hund«, fauchte er. »Aber sei gewiß, daß ich deine Worte nicht vergesse. Und nun packt sie!«

Sofort stürzten sich gleich vier Kerle auf mich, packten mich unter den Armen und schleiften mich auf das Tor der Festung zu. Ali erging es nicht anders, und auch Letitia wurde von zwei Kriegern gepackt und mitgezerrt. Sie begann wieder zu schreien und mit den Beinen zu strampeln, aber die Mumienkrieger beachteten ihre Gegenwehr gar nicht.

Und auch ich schenkte meinen beiden Mitgefangenen wenig Beachtung, denn mit jedem Schritt, den wir uns dem geöffneten Tor

näherten, das wie eine Wunde in der schwarzen Wand der Festung gähnte, wurde die Ausstrahlung des Bösen stärker. War es vorhin, aus der sicheren Entfernung der Granitfelsen, nur eine gewisse Unruhe gewesen, mit der mich der Anblick der Festung erfüllte, so wuchs dieses Gefühl nun rasch zu reiner Angst, eine Angst sonderbar körperlicher Qualität, die uns wie ein fauliger Geruch einhüllte, durch die Poren der Haut und über die Sinnesorgane drang und mir schier den Atem nahm, bis ich mich vor Ekel und Furcht krümmte und von den Kriegern mehr getragen wurde als selber ging.

Noch schlimmer wurde es, als wir in die Dunkelheit eines langen Ganges eindrangen, an dessen anderem Ende ein düsteres, rotes Licht zu sehen war.

Ich erhielt einen Stoß in den Rücken, der mich nach vorne stürzen ließ. Das Licht schlug wie eine blutige Woge über mir zusammen, zäh und warm und widerlich klebrig. Mir war, als hätte man mich in wirkliches Blut getaucht. Für einen Moment bekam ich keine Luft mehr. Ich ruderte verzweifelt mit den Armen, wie um mich vor dem Ertrinken zu retten, bis mein Verstand meine Gefühle wieder beherrschte und mir bewußt wurde, daß ich mich nicht in einem Blutsee, sondern in einem großen Gewölbe befand.

Der Raum war so düster, daß ich die neben mir kniende Letitia nur als Schemen sah und von Ali nicht mehr als einen Schatten wahrnahm. Und alles hier war rot.

Es war ein Rot, das eine sehr beunruhigende Wirkung auf mich ausübte. Auch jetzt, als ich den Wahnsinn, der für einen Moment mit dürren Knochenfingern an den Türen meines Verstandes gekratzt hatte, zurückdrängen konnte, machte mich diese Farbe mehr als nur nervös. Sie war allgegenwärtig. Selbst die Luft schmeckte irgendwie rot, als wäre sie mit dieser Farbe getränkt.

Einzig der wuchtige Thron, der den größten Teil der gegenüberliegenden Wand einnahm, war in helles – natürlich gleichfalls rotes – Licht getaucht, so daß der Mann, der darauf saß und uns entgegenschaute, deutlich zu erkennen war.

Ich hätte es vorgezogen, ihn nicht ganz so deutlich zu erkennen. Nach Alis finsteren Andeutungen hatte ich eine arabische Ausgabe Necrons erwartet, zumindest jedoch einen irgendwie finster gearteten, drohenden Mann.

Der Kerl auf dem Thron war eine Witzfigur.

Es war klein, dabei aber so wohlbeleibt, daß er wie eine Kugel mit Armen und Beinen wirkte, und sein Gesicht glänzte, als wäre es mit Fett eingerieben. Es war ein Gesicht, das alles andere als anschaulich aussah – rund und feist und mit kleinen, tückisch blinzelnden Äuglein, die voller stummer Bosheit waren, ein fleischiger Mund, der über einer wahren Prachtausgabe eines doppelten Doppelkinnes saß, und wabbelige Hängebacken, die ihn wie eine Kreuzung zwischen einem Dobermann und einem Schwein aussehen ließen. Kurze, stummelige Wurstfinger, die unter dem Gewicht rubinbesetzter Ringe schlaff auf seinem mächtigen Bauch lagen, komplettierten das Bild. Das sollte Nizar sein, der Magier, bei dessen bloßer Erwähnung Ali schon vor Furcht zu zittern begann?

Der Mann schenkte mir und Letitia zunächst nur kurze Beachtung, sah Ali aber mit um so größerem Interesse an. Sein Blick spiegelte mit einem Male große Zufriedenheit wider.

»Sieh an«, begann er, »Ali, der Sohn Achmeds, des Narren! Welch unerwartete Freude, dich als Gast in meinem Hause willkommen heißen zu dürfen.« Er lachte, kippte seine gewaltige Körpermasse ein wenig nach vorn und spielte gedankenverloren mit seiner goldenen Halskette, an der ein besonders großer Rubin hing.

Der Schatten, der Ali war, bewegte sich in der roten Lohe. Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, aber ich hörte den unlöschbaren Haß in seiner Stimme, als er antwortete: »Nizar, du Sohn des Schejtans. Was hast du mit meinem Vater gemacht?«

Nizar lehnte sich gemächlich zurück und sah spöttisch auf Ali herab. »Du brauchst deinen Vater nicht zu betrauern. Er hätte meinetwegen der Scheik eures Stammes bleiben können. Es war Narretei, mir zu trotzen. So erhielt er, was er verdiente! Was hast du erwartet?«

Ali keuchte. »Du... du...«

»Keine Beleidigungen, bitte«, unterbrach ihn Nizar ruhig. »Du stehst unter dem Schutzes des Gastrechtes, mein Freund, doch dieser Schutz ist begrenzt. Sehr begrenzt.« Er kicherte, hob den Rubin, der an seiner Halskette hing, und hielt ihn wie ein bizarres Monokel vor das Auge.

»Du hast ihn getötet«, murmelte Ali.

Nizar nickte. »Ganz recht, du junger Narr.«

Ali gab einen sonderbaren Laut von sich. »Narr?« wiederholte er. »Oh ja, du hast recht, Nizar – ich bin ein Narr. Ein Narr, daß ich nicht auf

mein Gefühl hörte, das mir sagte, daß du Teufel meinen Vater hast entführen lassen. Ich hätte sofort mit all unseren Kriegern gegen diese Festung anstürmen und ihn befreien müssen!«

»Wenn ich dir so zuhöre«, seufzte Nizar, »habe ich den Eindruck, daß du ein noch größerer Narr als dein Vater bist. Tapferkeit, mein lieber junger, dummer Freund, macht allein noch keinen Mann. Ich hätte deine paar Schafdiebe ohne Mühe vernichten können, egal, ob sie gegen meine Festung anrennen oder sich in der Wüste verkriechen, was ich von diesen Schakalen auch eher annehme.« Er senkte sein Rubin-Monokel, schüttelte den Kopf und blickte einen Moment auf Letitia und mich herab, ehe er sich wieder an Ali wandte. »Doch ich bin gnädig gesinnt. Unterwirf dich mir und meiner Macht, und deine Beni Assar bleiben am Leben. Und du wirst ihr Scheik sein als mein verlängerter Arm!«

Nizar schwieg einen Moment und beobachtete Alis Mienenspiel. Dann, nach einer genau berechneten Pause, deutete er mit einem seiner kurzen Stummelfinger auf Letitia. »Gehorche mir, Scheik Ali, und dieses Weib aus Inglistan gehört dir.«

»Du... du weißt...«

»Es gibt nicht viel, was ich nicht wüßte«, unterbrach ihn Nizar eisig. »Ich kann dir sagen, mein lieber Ali, daß diese Rose aus Inglistan deine Gefühle durchaus erwidert, auch wenn sie selbst es noch nicht wahrhaben will. Aber mit meiner Hilfe wirst du sie schon gefügig machen. Nun – gefällt dir mein Angebot?«

Ali stand wie vom Donner gerührt. Fast schien es, als könne er Nizars Worte nicht begreifen. Dann sah er Letitia mit einem unendlich liebevollen und gleichzeitig traurigen Blick an, so als wenn er sie um Verzeihung bitten würde. Nach einigen Sekunden riß er sich schweratmend von ihrem Anblick los und stand auf. Er hielt den Kopf gesenkt, während er langsam auf den Thron zuging.

»Bleib stehen!« befahl Nizar scharf.

Aber Ali blieb nicht stehen. Im Gegenteil.

Wie eine bis zum äußersten angespannte Stahlfeder schnellte er auf den Thron zu. Noch im Sprung zauberte er einen Dolch aus seinem weiten Gewand hervor, stieß einen gellenden Schrei aus und hackte nach Nizars Brust.

Nizar reagierte erst, als die Klinge sein rotes Gewand traf – und in

einem feurigen Funkenschauer verglühte. Noch während Ali den nutzlos gewordenen Griff beiseite schleuderte, machte Nizar mit der rechten Hand eine knappe Bewegung. Ali wurde wie von einer unsichtbaren Riesenfaust in die Höhe gerissen und quer durch den Raum gegen die gegenüberliegende Wand geschleudert. Er stieß noch einen erstickten Schrei aus und blieb dann mit verrenkten Gliedern liegen.

Letitia schrie erschrocken auf und wollte zu ihm eilen, aber sie hatte kaum zwei Schritte getan, da verstellte ihr einer von Nizars Kriegern den Weg und hob drohend seinen Speer.

»Packt ihn«, sagte Nizar kalt. »Werft ihn in den Kerker! Dieser Hund hat es gewagt, die Hand gegen mich zu erheben! Dafür wird er den schlimmsten Tod erleiden!« Von der Ruhe, die er bisher zur Schau gestellt hatte, war nichts mehr geblieben; ganz im Gegenteil. Er schäumte vor Wut. »Und bringt endlich das Weib fort!« kreischte er. »Ich werde später entscheiden, was mit ihr geschehen soll!«

Dschakid eilte wie ein Schatten herbei, um die Befehle seines Herrn auszuführen. Die Wache packte Letitia grob unter den Armen und zerrte sie davon, während weitere Krieger, die wie unheimliche Schemen aus dem roten Lichtermeer auftauchten, Ali an Armen und Beinen ergriffen und zwischen sich davontrugen. Ganz automatisch wollte ich aufstehen und ihnen folgen, aber Nizar gab mir mit einem unwilligen Laut und einer entsprechenden Geste zu verstehen, daß ich noch nicht entlassen sei.

Gehorsam blieb ich wieder stehen. Ich begann zu begreifen, daß es gefährlich war, diesen Mann nach seinem Aussehen zu beurteilen.

Nizar richtete den Blick seines rechten Auges durch den vorgehaltenen Rubin auf mich.

Es war wie die Berührung glühenden Eisens. Für Sekunden sah ich nichts als dieses Auge, ein gigantisches, unförmig aufgequollenes Auge, das die ganze Welt zu beherrschen schien und durch mich hindurchsah wie durch Glas.

Ich spannte mich innerlich an, als ich seinen Blick auf mich gerichtet fühlte und die forschende Kraft bemerkte, die ihm innewohnte. Nizar versuchte, in mein Bewußtsein einzudringen und meine Gedanken zu lesen; mehr noch als dies, mich umzustülpen wie einen alten Sack und alle meine Erfahrungen und mein Wissen aus mir herauszupressen. Es war nicht das erste Mal, daß ich auf einen Menschen mit hypnotischen

oder telepathischen Fähigkeiten stieß – aber bei Nizar war es anders. Sein Tasten und Suchen war über die Maßen unangenehm. Seine gedanklichen Fühler fühlten sich schleimig an.

Er mußte spüren, daß irgend etwas nicht so verlief, wie er es gewohnt war, denn für einen kurzen Moment sah ich Verwirrung über seine Züge huschen, als er auf Widerstand stieß, wo er sonst nur Angst und Entsetzen las.

Aber seine Macht war schier unerschöpflich – und er setzte sie gnadenlos ein. Ein geistiger Hieb ungeheurer Kraft traf meinen unsichtbaren Schutzschild und ließ ihn wie Glas zerspringen.

Mein ganzer Körper schien in Flammen zu stehen. Ich spürte, wie irgend etwas nach den verborgenen Energievorräten meines Körpers tastete, sie fand – und sie auszusaugen begann.

Ich schloß die Augen und versuchte mich zu konzentrieren. Es war, als wollte ich gegen einen reißenden Strom anschwimmen. Beinahe verzweifelt rang ich darum, noch einmal die gleiche Kraft aufzubringen, die es mir ermöglicht hatte, die Beni Ugad zu narren...

Und irgendwie gelang es mir tatsächlich, Nizars Einfluß abzublocken und wieder Herr meiner selbst zu werden.

Für einen Moment.

Dann heulte Nizar wie von Sinnen auf, beugte sich noch weiter vor und starrte mich durch sein schreckliches Rubin-Monokel an.

Es war wie ein geistiger Strudel ungeheurer Kraft, in den ich hineingesogen wurde. Was immer ich tat, war falsch. Griff ich Nizar an, saugte er meine Energie auf und fügte sie seiner eigenen hinzu, versuchte ich mich zu schützen, durchbrach er meine Deckung und nahm mir meine Lebensenergie.

Schließlich griff ich zu einem letzten, verzweifelten Mittel: ich lenkte meine Energien wieder auf mich zurück und machte aus meinen Gedanken ein verwobenes Knäuel an Fäden, die immer wieder in sich selbst endeten. Die Chancen, aus diesem selbstgeschaffenen Labyrinth wieder herauszukommen, waren sehr gering, das wußte ich. Aber die Alternative war der Tod. Noch Sekunden, und Nizar würde mich aussaugen wie eine Spinne ihr wehrlos gefangenes Opfer.

Wie lange der magische Kampf dauerte, weiß ich nicht. Irgendwann zog sich ein sehr enttäuschter Nizar aus mir zurück, und sehr viel

später gelang es mir, den selbstgeschaffenen Vorhang aus Wahnsinn um meine Gedanken zu zerreißen und mühsam in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Ich lag auf dem Boden, und der Raum drehte sich beständig um mich herum. Ein Geschmack wie nach Blut war in meinem Mund, und ich fühlte mich schwach wie ein neugeborenes Kind.

Aber auch mein Kontrahent hatte Federn gelassen – Nizar lag schnaufend auf seinem Thron, alle viere von sich gestreckt, soweit dies bei seinem Körperbau möglich war, das Gesicht glänzend vor Schweiß. Sein Atem ging schnell und stoßweise. Er blickte mich mit einer Mischung aus Wut und Furcht an. Als könne er noch nicht so recht begreifen, was überhaupt geschehen war, hielt er seinen Rubin vor das Auge und ließ ihn wieder sinken, ohne einen weiteren Angriff auf mich zu wagen. Er sah erschöpft aus, noch viel mehr aber verärgert.

Schnaubend richtete er sich auf und schnippte mit den Fingern. Zwei seiner halb mumifizierten Wächter traten aus dem roten Licht heraus und zerrten mich roh auf die Füße. Ich versuchte mich zu wehren, aber gegen die beiden Kreaturen hatte ich keine Chance.

»Du bist stark«, sagte Nizar. »Du bist wie ich ein Träger der Kraft, Fremder. Doch du hast ihre Quelle gut verborgen, denn ich kann sie nicht erkennen.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was Nizar überhaupt meinte. Er glaubte wohl, daß ich zur Manifestierung meiner Kräfte ein Medium benötigte, wie es sein eigenartiger Rubin darstellte, der sich mit magischen Energien vollgesogen hatte. Ich schwieg.

Nizar ärgerte sich sichtlich, daß ich nicht antwortete. »Wie du willst, Ungläubiger!« fauchte er. Er hob die Hand. »Zieht ihn aus!«

Abermals versuchte ich mich zu wehren, aber ich hatte keine Chance – die beiden Mumienkrieger rissen mir das, was von meinen Kleidern noch übrig geblieben war, vom Leib, und trugen alles zu Nizar hin. Der Magier untersuchte jedes Teil aufs genaueste, ehe er mir meine Kleider mit einer wütenden Bewegung wieder vor die Füße schleuderte. Ich wollte mich danach bücken, bekam aber einen Schlag in den Nacken, der mich halb besinnungslos zu Boden fallen ließ.

Als die roten Schleier vor meinen Augen allmählich aufrissen, hob Nizar die Hände und klatschte einmal kurz. Eine Frau trat aus einer Tür in den nur schemenhaft sichtbaren Wänden, blieb vor Nizars

Thron stehen und verbeugte sich tief, aber nicht sehr demütig. »Herr?«

Sie war groß und stattlich und fast ebenso üppig gebaut wie Letitia. Obwohl ich mehr für zierliche Frauen schwärme, mußte ich zugeben, daß sie schön war. Nur die gelben Augen mit den seltsam schrägen Pupillen störten diese Schönheit ein wenig. Sie verneigte sich vor Nizar und berührte mit der Hand ihr Halsband, das mit einem wertvollen Rubin geschmückt war.

»Wie du siehst, Rubin«, sagte Nizar kalt, »habe ich einen Gast. Begleite ihn in das Gastgemach und sorge dafür, daß er sich wohlfühlt!« Dann wandte sich Nizar mit betont freundlicher Stimme an mich.

»Willkommen, Bruder in der Magie. Ich freue mich, dich bei mir zu haben. Sei mein Gast und fühle dich wohl!«

Ich starrte ihn an, suchte vergeblich nach Worten und wurde mir plötzlich der Tatsache bewußt, daß ich keinen Faden am Leibe hatte. Hastig bückte ich mich nach meinen Kleidern und bedeckte meine edelsten Körperteile. Rubin musterte mich mit ausdruckslosem Gesicht. Aber in ihren Augen blitzte es amüsiert. Ich konnte direkt spüren, wie sich die Farbe meines Gesichtes der dieses Raumes anglich.

* * *

Der Weg war nicht sehr weit, und er führte durch finstere, vollkommen lichtlose Gänge, in denen ich mich schon nach wenigen Schritten hoffnungslos verirrt hätte, wäre ich allein gewesen.

Aber das war ich nicht – in meiner Begleitung befanden sich mindestens zwei von Nizars Kriegern (ich spürte ihre Schwerter, die sie mir zwischen die Schulterblätter drückten) und das Mädchen Rubin, das den Weg mit traumwandlerischer Sicherheit fand und keinerlei Licht zu benötigen schien.

Nach wenigen Dutzend Schritten und einer steilen Treppe, deren Stufen ich nur ertasten konnte, betraten wir eine kleine Kammer, deren Wände mit roten Samttapeten verhangen waren und deren größtes Möbel aus einem bequemen Diwan bestand, zu dem mich Rubin mit sanfter Gewalt lotste. Zu meiner Verblüffung blieben die beiden Mumienkrieger draußen auf dem Gang zurück.

Und ich war doppelt überrascht, hatte ich doch erwartet, mich sofort

wieder meiner Haut wehren zu müssen. Statt dessen brachte die Frau ein Tablett mit köstlichen Speisen herbei, schenkte heißen Mokka in winzige Tassen und begann dann, meine Verletzungen mit sanften Händen zu versorgen. Meine mehrmaligen Versuche, wenigstens in meine Unterhosen zu schlüpfen, machte sie sanft, aber sehr nachdrücklich zunichte.

»Was soll das, Rubin?« fragte ich schließlich, mehr verlegen als wirklich ärgerlich. »Du weißt, daß ich Nizars Gefangener...«

»Du hast gehört, was mein Herr gesagt hat«, unterbrach sie mich sanft. »Ich soll dich behandeln wie einen Gast und es dir an nichts fehlen lassen.« Sie stand auf, kam mit einer hölzernen Schale voll frischem Obst zurück und stieß dabei wie zufällig meine Kleider mit dem Fuß beiseite, gerade, als ich mich danach bücken wollte. »Willst du nicht essen, Sidi?« flüsterte sie, mit einer Stimme, die mich an das Schnurren einer Katze erinnerte.

»Nein, nicht bevor Nizar das Salz der Gastfreundschaft mit mir geteilt hat«, antwortete ich in Ermangelung irgendwelcher anderen sinnvollen Worte – was nicht zuletzt daran liegen mochte, daß sie ihr kurzes Herumdrehen ausgenutzt hatte, die Knöpfe ihrer ohnehin knapp bemessenen Bluse zu öffnen. Darunter trug sie ebensoviel wie ich.

»Oh Sidi, laß dir von mir das Salz reichen«, schnurrte sie. Sie setzte erst die Schale und dann sich selbst neben mich auf den Diwan und lehnte ihren Kopf an meine Schulter. Mit mehr gutem Willen als Erfolg versuchte ich sie abzuwehren, aber Rubin entwickelte plötzlich eine erstaunliche Kraft. Sie rückte ihre Vorzüge noch in besseres Licht, indem sie mich in die Kissen drückte und sich über mich beugte, um sich eine Schramme auf meiner Stirn anzusehen und sie behutsam abzutasten. Ich war ein wenig erstaunt, wie weit nach dem Geschmack arabischer Frauen eine Stirn reichen kann...

»Rubin... nicht«, flüsterte ich. »Ich... ich bin...« Ich suchte vergeblich nach einer passenden Ausrede, zumal ein immer größer werdender Teil meiner Selbst gar keine Entscheidung mehr finden wollte, sondern Rubins Tun als höchst angenehm empfand. »Ich bin verheiratet!« log ich schließlich, erleichtert, doch noch eine Ausrede gefunden zu haben.

Aber ich hatte Rubins Einfallsreichtum unterschätzt. Sie rückte keineswegs schockiert zur Seite, sondern lächelte nur. »Wie praktisch, Sidi«, meinte sie. »Das erspart mir langwierige Erklärungen, findest du

nicht?«

Ich gab endgültig auf.

* * *

Die Dämmerung brach herein und nach ihr die Nacht, aber die beiden Tempelritter jagten weiter durch die Wüste, ohne zu rasten, ohne eine Pause einzulegen, ja selbst ohne ihren Pferden Gelegenheit zu bieten, ihren Durst oder Hunger zu stillen.

Der Moment, da die beiden Tiere unter der Belastung schlichtweg zusammenbrechen mußten, war abzusehen, aber Guillaume de Saint Denis trieb sein und das Pferd des anderen unbarmherzig weiter. Es war ihm gleich, ob sie die Pferde zuschanden ritten. Es war ihm selbst gleich, ob Renard, der schwerer verletzt war als er, den höllischen Ritt überstehen würde.

Hätte Renard de Banrieux ihn gefragt, warum er ihrer beider Leben aufs Spiel setzte, um Nizars Festung noch vor Morgengrauen zu erreichen, hätte er geantwortet, daß es einzig das Auge des Satans sei, das ihn zu dieser Eile trieb.

Aber das wäre nicht die Wahrheit gewesen.

In Wirklichkeit sah Guillaume ein ganz anderes Bild vor sich.

Das Bild einer jungen, schwarzhaarigen Frau.

* * *

Als ich die Augen wieder aufschlug, rieb Ruin die Schramme auf meiner Stirn mit einer wohlriechenden Salbe ein. Ihre Finger gingen dabei so geschickt und sanft zu Werke wie bei dem, was sie zuvor getan hatten, wenngleich diese Behandlung auch nicht halb so anstrengend war. Sie lächelte. Es war ein sehr entspanntes, zufriedenes Lächeln – und doch... es war etwas darin, das irgendwo in meinem Bewußtsein eine Alarmglocke anschlagen ließ. Ein Funke von... ja, von Gier, der mich schaudern ließ.

Ich setzte mich auf, schob ihre Hand mit sanfter Gewalt zur Seite und versuchte sie zu küssen, aber diesmal entzog sie sich mir, sprang lachend auf und trug die Schale mit Verbandszeug und Salbe davon.

Als sie sich wieder zu mir umwandte, war das Lächeln von ihren Zügen verschwunden. Und irgend etwas war...

Ich vermochte das Gefühl nicht in Worte zu fassen, aber etwas an ihr war verändert. Ihre Kleidung bestand noch immer aus nichts anderem als dem breiten ledernen Band um ihren Hals, an dem der hier anscheinend unvermeidliche Rubin glomm, und ihr Körper war schlank und verlockend wie zuvor, aber...

Aber ihre Augen waren nicht mehr die eines Menschen!

Wie beim allerersten Male, als ich sie gesehen hatte, erinnerten sie mich jetzt fast an die einer Katze – schräggestellt, schmal, mit geschlitzten, kleinen Pupillen, in denen eine unlöschbare Gier loderte.

»Nun, Sidi, hat es dir Spaß gemacht?« fragte sie.

Auch ihre Stimme hatte sich verändert, auf entsetzliche, schwer in Worte zu fassende Weise.

»Was... bedeutet das?« fragte ich mißtrauisch.

In Rubins Augen blitzte es spöttisch auf. Sie bewegte die Hände auf eine Art, die mich abermals an eine Katze denken ließ, eine menschengroße, aufrecht stehende Katze,

Und plötzlich sah ich sie mit ganz anderen Augen. Hatte ich sie zuerst nur für eine Dienerin gehalten, die in Nizars Geheimnisse eingeweiht war, und die er zu mir geschickt hatte, um mich quasi zu bestechen, so änderte ich diese Ansicht nun sehr schnell. Sie war ebenso wie Nizar selbst ein Hort ungeheurer magischer Kräfte, ein Wesen, das so tödlich war wie Nizar selbst.

Sie war zu einer lebenden Waffe geworden, die jeden Augenblick losschlagen konnte.

Mit einem Male war ich mir nicht einmal mehr sicher, daß sie überhaupt ein Mensch war. Angesichts der vergangenen anderthalb Stunden erfüllte mich diese Vorstellung mit Scham und Zorn.

Abrupt stand ich auf, schlüpfte in meine Hosen und Hemd und starrte Rubin an. »Wer bist du?« fragte ich zornig. »Hat Nizar dich geschickt, um mich zu demütigen?«

»Nein«, sagte Rubin leise. Sie lächelte. Ich sah, daß ihre beiden oberen Eckzähne plötzlich ein gutes Stück über die anderen hinausstanden.

Und dann...

Die Veränderung ging innerhalb von Sekunden vonstatten, aber ich sah jedes noch so winzige Detail mit entsetzlicher Klarheit.

Rubin verwandelte sich.

Ihr Kopf schrumpfte, nahm die charakteristische, runde Katzenform an, ihr dunkelbrauner Teint wurde zu beigem, seidig schimmernden Fell. Die Nase floß auseinander, färbte sich dunkel, der Mund wurde zu einem großen, mit mächtigen Reißzähnen bestückten Löwenmaul, und ihre Fingernägel wuchsen zu langen, messerscharfen Krallen aus. Gleichzeitig begann sich ihr Körper auf entsetzliche Weise zu biegen und zu verdrehen. Sie stöhnte, sank auf Hände und Füße herab, die plötzlich die muskelbepackten Läufe einer mindestens hundertfünfzig Pfund schweren Löwin waren, und stieß ein tiefes, kehliges Fauchen aus. Der Rubin an ihrem Halsband leuchtete wie eine winzige gefangene Sonne.

Ich hatte mit einem magischen Angriff gerechnet, und nicht mit simpler, körperlicher Gewalt, auch wenn diese durch Zauberei vorbereitet wurde. Das wurde beinahe zu meinem Verhängnis. Denn Rubin stürzte sich auf mich, ohne ihre vollständige Verwandlung abzuwarten.

Ich warf mich beiseite und entging so der heranzuckenden Pranke um Haaresbreite. Doch die Löwenfrau glitt geschmeidig herum, traf mich mit der linken, noch nicht verwandelten Hand an der Schulter und stieß mich auf den Diwan herab.

Sie war über mir, ehe ich reagieren konnte. Ein fürchterlicher Prankenhieb traf mich, hämmerte mich ein gutes Stück weit in die Polster des Diwans herein und raubte mir fast das Bewußtsein. Wären die fingernagellangen Krallen an den Enden ihrer Pranken bereits vollständig umgewandelt gewesen, so hätte mich wohl schon dieser erste Hieb getötet. So blieb mir wenigstens noch genug Zeit, dem Ungeheuer die Faust gegen die Kehle und das Knie in den Leib zu rammen.

Rubin fauchte vor Wut und Schmerz, fegte meine Hand mit der Pranke beiseite und riß das Maul auf, um mir mit einem einzigen Biß den Schädel zu zermalmen. Es gelang mir, dem zuschnappenden Maul auszuweichen und mit beiden Händen das Fell unter ihrem Kiefer zu packen, so daß ich sie ein Stück weit von mir wegdrücken konnte. Doch ich wußte, daß ich der Kraft dieses sehnigen Raubtierkörpers

nicht lange widerstehen konnte. Rubins Hinterläufe wühlten wie besessen auf dem Diwan; die messerscharfen Krallen zerfetzten Kissen und Stoff wie dünnes Pergament. Wenn sie auf die Idee kam, das gleiche mit meinem Bein zu machen...

Die Löwin fauchte wütend, riß den Kopf zurück und entschlüpfte so meinem Griff. Plötzlich hatte ich nur noch ein wenig ausgerissenes Fell zwischen den Fingern.

Und das Halsband mit dem riesigen Rubin...

Die Wirkung übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ich hatte gehofft, daß das Halsband zu einem Teil für ihre Kraft verantwortlich war, aber was ich sah, ließ mich vor Entsetzen erstarren.

Rubin schrie auf, ein Schrei, der eine entsetzliche Mischung zwischen Tier- und Menschenstimme war. Wie von einem glühenden Dolch durchbohrt, bäumte sie sich auf, fiel rücklings von mir herunter und blieb zuckend vor dem Diwan liegen. Ihr Körper begann sich abermals zu verwandeln.

Aber sie wurde nicht mehr zur Menschenfrau, sondern zu einem entsetzlichen Mischwesen: halb Löwin, halb Frau. Sie krümmte sich und stieß wimmernde, halb tierische, halb menschliche Laute aus.

Aber diese Phase des Schmerzes währte nur einen Augenblick, dann fuhr sie mit einem kreischenden Schrei hoch. Mit einem Schlag stieß sie mich zurück und fegte mich mit einem zweiten durch den Raum, daß ich mit dem Kopf voran unsanft gegen die Wand knallte.

Mit einem Satz war sie wieder bei mir und deckte mich mit einem Hagel von Schlägen ein. Instinktiv riß ich die Hände vor das Gesicht, aber ihre Schläge prasselten weiter auf mich herab, so schnell und hart, daß mir die Sinne zu schwinden drohten. Welche geheimnisvollen Kräfte das Halsband auch beinhalten mochte – sie waren keineswegs geschwunden, nachdem ich es ihr abgerissen hatte.

Ich begriff, daß ich höchstens noch ein oder zwei dieser mörderischen Hiebe überstehen würde, versuchte zurückzuschlagen und kassierte dafür einen Kniestoß, der mir vollends die Luft aus den Lungen trieb. Ich krümmte mich vor Schmerz, spürte ihre Hand über meinen Nacken hinwegpfeifen und griff danach. Ein kurzer, harter Ruck, und Rubin und ich landeten gleichzeitig auf dem Boden.

Nicht, daß mir das viel genutzt hätte. Die Löwenfrau schien in regelrechte Raserei verfallen zu sein, nachdem ich ihr das Halsband

heruntergerissen hatte. Und sie bot einen Anblick, der mich schier vor Grauen lähmte – ein Teil ihres Körpers und Teile ihres Gesichtes waren wieder menschlich geworden, aber eben nur Teile. Was ich sah, war ein entsetzlicher Zwitter, halb Mensch, halb Löwe, ein verunstaltetes, verwachsenes Ding, das schauerliche Töne ausstieß und sich rasend schnell, aber nichtsdestotrotz sehr ungelenk bewegte.

Ich versuchte auf die Füße zu kommen, taumelte unter einem weiteren Hieb zurück und stürzte rücklings zu Boden. Sofort setzte Rubin nach, warf sich mit ihrem vollen Körpergewicht auf mich und versuchte, mir mit ihren Fingernägeln die Augen auszukratzen. Dann traf ihre Hand die meine, und der Hieb riß mir das Halsband aus den Fingern und ließ es quer durch den Raum fliegen.

Rubin erstarrte. Ich konnte direkt sehen, wie alle Kraft aus ihrem Körper wich. Ein entsetzlicher, röchelnder Laut drang aus ihrer Kehle. Mit plötzlich sehr müden Bewegungen kroch sie von mir herunter, versuchte auf die Füße zu kommen und schleppte sich in die Richtung, in der das Halsband verschwunden war.

Und endlich begriff ich. Nizars magischer Rubin gab ihr noch immer Kraft, auch wenn sie ihn nicht unmittelbar am Körper trug. Aber diese Kraft nahm rasend schnell ab, wenn die Entfernung größer als wenige Inches war.

Blitzschnell sprang ich auf, packte das schreckliche Zwitterwesen im Nacken und stieß es davon, in die entgegengesetzte Richtung und so heftig, daß es haltlos nach hinten kippte und mit zuckenden Gliedmaßen liegenblieb.

Mit einem einzigen Satz durchquerte ich den Raum, blieb über dem Halsband stehen und hob den Fuß, wie um es zu zermalmen. Rubin erstarrte.

»Nicht, Sidi!« wimmerte sie. »Ich flehe dich an, tu es nicht!«

Und ich zögerte tatsächlich.

Das Wesen, das vor wenigen Augenblicken noch eine Bestie und davor eine berückend schöne Frau gewesen war, wand sich unter Krämpfen am Boden. Blutiger Speichel lief aus seinem Mund, einem Mund, der eine entsetzliche Mischung zwischen Menschenmund und Tiermaul darstellte. Ihr Körper, zum Teil mit Fell, zum Teil mit dunkelbrauner Haut bedeckt, zuckte, als bewegten sich kleine schnelle Insekten unter seiner Haut. Blut lief aus ihren Augenwinkeln.

Plötzlich tat sie mir nur noch leid. Ich verspürte nicht einmal mehr Zorn, obgleich sie noch vor wenigen Sekunden versucht hatte, mich umzubringen.

»Sidi, ich... flehe dich... an«, krächzte sie. »Gib mir... den Stein!«

Ich reagierte noch immer nicht, senkte den Fuß aber auch nicht weiter auf das Halsband herab, und so begann sie, unendlich mühsam auf mich zuzukriechen. Ihre Bewegungen waren unsicher, zitternd und schwerfällig, aber sie kroch weiter. Und ich sah, wie sie an Kraft gewann, mit jedem Zoll, den sie sich mir näherte. Schließlich war ihre rechte, zu einer entsetzlichen Skelettkralle verkrümmte Hand nur noch wenige Fingerbreit von meinem Fuß entfernt. Ihre Stimme klang schon kräftiger.

»Gib mir das Halsband, Sidi. Sonst soll dich der Schejtan holen!« fauchte sie.

Und sprang.

Ihre Hand schloß sich um meinen Fuß; die andere zuckte in einer schier unmöglich erscheinenden Bewegung nach oben und grapschte nach meinem Gesicht.

Aber ich hatte den Angriff erwartet. Blitzschnell fuhr ich zurück, riß meinen Fuß los und klaubte das Halsband vom Boden hoch, ehe ich mit zwei, drei Sätzen die gesamte Breite des Raumes zwischen sie und mich brachte.

Rubin drehte sich schwerfällig zu mir um. Doch nun besaß sie nicht mehr die Kraft, mir zu folgen. Mittlerweile war der Verfall ihres Körpers in erschreckender Weise fortgeschritten. Ihre Haut spannte sich wie rissiges Pergament über ihren Knochen, das Fell wirkte struppig und begann auszufallen, und ihr Kopf war eine entsetzlich deformierte Masse, jetzt weder Mensch noch Tier. Anstelle der tödlichen Reißzähne grinste mich ein fauliges Stummelgebiß zwischen ihren Lippen hindurch an. Ihr rechtes Auge war stumpf und blind.

Eine Sekunde später sank sie ächzend in sich zusammen. Und der Zerfall ging weiter.

Ich wandte mich ab, schloß für einen Moment die Augen und wartete, bis die fürchterlichen Laute, die auf der anderen Seite des Raumes erklangen, allmählich abnahmen. Als ich wieder zu ihr hinsah, lag nur noch ein Häufchen grauer Asche am Boden.

Gleichzeitig wurde das Halsband in meiner Hand glühendheiß. Ich schleuderte es instinktiv beiseite. Es fiel genau auf die Kleider der Löwenfrau und flammte noch einmal auf, wie ein winziger Stern, der seine gesamte Energie mit einem Schlag abgab. Der Stoff loderte auf und zerfiel. Und mit ihm der Stein.

Ich starrte Rubins Überreste an und atmete erleichtert auf. Diesmal war es verdammt knapp gewesen. Nizars Geheimwaffe hätte wirklich nur zwei, drei Herzschläge länger aushalten müssen, um mich endgültig zu erledigen.

Trotzdem sah meine Lage alles andere als rosig aus – ich mochte vielleicht Rubin entkommen sein, doch ich war noch immer ein Gefangener in dieser Festung des Dschinn. Die entscheidende Auseinandersetzung mit Nizar stand erst noch bevor.

Wenn es überhaupt dazu kam, flüsterte ein besonders gehässiger Teil meiner Gedanken. Ich hatte einen von Nizars Schergen besiegt, und wenn ich ganz ehrlich war, so wohl mehr durch Zufall und Glück als aus irgendeinem anderen Grund. Um aus dieser Festung zu entkommen und nebenher auch noch Letitia und Ali zu befreien, brauchte ich nicht nur ein, sondern gleich ein ganzes Dutzend Wunder. Oder ein bißchen Hexerei… Es war sonderbar: So logisch mir dieser Gedanken erschien – es war nicht mein Gedanke. Ich hörte die Worte ganz deutlich, wie ein lautloses Flüstern, das direkt in meinem Denken erscholl, aber eindeutig von außerhalb kam.

Als gäbe es da eine unsichtbare Macht, die jeden meiner Schritte genauestens verfolgte.

Und plötzlich, als wäre ein unsichtbarer Schleier von meine Gedanken gezogen worden, fiel mir noch mehr auf. Kleinigkeiten, denen ich bisher keine Beachtung geschenkt hatte – wie zum Beispiel der Umstand, daß ich das Zauberkunststück am Morgen, mit dem ich die Beni Ugad in die Flucht geschlagen hatte, normalerweise aus eigener Kraft niemals bewerkstelligen hätte können.

Oder die Frage, was zum Teufel ich in dieser verdammten Festung überhaupt tat…

Eine Zeitlang blieb ich einfach stehen und lauschte in mich hinein, von der vagen Hoffnung erfüllt, daß sich die lautlose Stimme noch einmal melden und mir einen Weg aus dieser Falle weisen würde.

Aber es blieb bei einer Hoffnung. Der unsichtbare Beobachter schwieg, und auch meine eigenen Überlegungen führten zu nichts.

Möglicherweise würde es mir gelingen, aus diesem Zimmer zu entkommen, und möglicherweise – wenn auch nicht sehr wahrscheinlich – würde ich selbst mit den beiden Mumienkriegern fertig werden, die zweifellos auf dem Gang Wache hielten. Und dann?

Das Innere dieser absurden Festung stand noch zu deutlich vor meinem inneren Auge; beziehungsweise nicht, denn ich hatte ja nichts gesehen. In den lichtlosen Gängen dieses aus Lava und Granit errichteten Labyrinthes mußte ich mich in wenigen Augenblicken hoffnungslos verirren. Und selbst, wenn ich wie durch ein Wunder den Weg nach draußen fand, und wenn ich durch ein zweites Wunder Nizars Schergen entkam, die er in Scharen hinter mir herschicken würde...

Da waren noch Letitia und Ali, die ich unmöglich ihrem Schicksal überlassen konnte.

Hätte ich wenigstens gewußt, warum ich hier war!

Daß mein Hiersein kein bloßer Zufall war, war mir schon lange klar geworden. Ich war auf der Jagd nach einem weiteren SIEGEL DER MACHT nach Arabien verschlagen worden, und auch wenn ich bisher nicht einmal eine Spur davon entdeckt hatte, so waren die Umstände meiner Ankunft in Nizars Festung doch zweifellos so, daß ich den Faktor Zufall getrost ausschließen konnte. Aber warum...

In der nächsten Sekunde konnte ich mich gerade noch davon abhalten, mich selbst zu ohrfeigen.

Das SIEGEL!

Natürlich – Nizar hatte mir die Antwort ja praktisch selbst geliefert. Er sprach von einem Quell seiner Macht, also einem wie auch immer gearteten Gegenstand, aus dem er seine magischen Energien bezog.

Konnte es irgend etwas anderes sein als das fünfte SIEGEL?

Von plötzlicher, neuer Aufregung erfüllt, bückte ich mich nach meinen Kleidern, zog mich vollends an und sah mich im Zimmer um.

Auf dem kleinen Tisch neben der Couch stand noch das kleine Töpfchen Salbe, mit der Rubin vor ihrem Angriff meine Verletzungen versorgt hatte, um mich in Sicherheit zu wiegen. Da mir diese Behandlung gutgetan hatte, sah ich keinen Grund, meine neuen Wunden nicht auch damit einzureiben.

Die Salbe roch erfrischend nach Pfefferminze. Obwohl sie ein wenig brannte, als ich sie auf meine aufgeschürften Hautpartien auftrug, machte sich doch bald eine wohlige Wärme bemerkbar, die meine verspannten Muskeln lockerte und den Schmerz vertrieb.

Als ich mich wieder halbwegs wohl fühlte, trat ich an die Wand und schlug den Stoffbehang zurück. Die Mauer bestand aus festgefügtem Stein. Nirgends eine Tür oder ein Fenster oder irgendeine andere Öffnung. Selbst, als ich all meine Erfahrung, die ich im Aufspüren von Geheimtüren besaß, aufwandte und jeden Quadratzentimeter der Mauern absuchte, konnte ich nicht die geringste Öffnung finden, die mir den Weg in die Freiheit gewährt hätte.

Ich warf der Tür einen finsteren Blick zu, ballte wütend die Fäuste und machte mich ein zweites Mal daran, den Raum abzusuchen; natürlich mit dem gleichen Ergebnis. So wenig mir dieser Gedanke gefiel – es gab nur einen einzigen Weg aus diesem Zimmer hinaus: den durch die Tür. Und an Nizars Kriegern vorbei.

Ich gab es auf, weiter nach einer Geheimtür zu suchen, sondern setzte mich auf den Diwan, schloß die Augen und versuchte, mich zu konzentrieren. Aus irgendeinem Grunde, den ich zu ahnen begann, der mir aber nicht besonders gefiel, arbeitete das magische Erbe meines Vaters mit ungeahnter Kraft, seit ich dieses Land betreten hatte. Und ich hatte das sichere Gefühl, daß ich jedes Quentchen dieser Kraft nötig haben würde, wollte ich es in demselben Zustand wieder verlassen, in dem ich gekommen war – nämlich lebendig. Im ersten Augenblick war ich einfach zu aufgeregt, um jenen entspannten, schon fast tranceähnlichen Zustand zu erreichen, in dem ich über die geheimnisvollen Kräfte meines Bewußtseins am besten gebieten konnte. Ich versuchte es mit einigen Atemübungen und ein paar Yoga-Tricks, die mir Howard beigebracht hatte. Dennoch dauerte es noch einige Zeit, bis ich mich darauf konzentrieren konnte, meine Gedankenfühler auszustrecken.

Die Zeit, die ich brauchte, sie wieder zurückzuziehen, war drastisch kürzer.

Es war, als hätte ich weißglühendes Eisen berührt. Ich sah eine Flammenwand, spürte einen entsetzlichen Sog und versuchte mich dagegenzustemmen, aber meine Kräfte reichten nicht. Ich raste in die lodernde Feuerwand hinein und verglühte schier in dem roten Nebel, der mich umgab und mich zu bremsen suchte. Dann war ich hindurch und fand mich in einem großen Saal wieder, dessen Decke durch eine riesige Kuppel aus Kupfer gebildet wurde.

Etwas Schwarzes, Entsetzliches griff nach mir, versuchte mich mit peitschenden Tentakelarmen zu umschlingen, tastete nach meiner Seele, meinem Verstand, meinem Körper…

Im buchstäblich allerletzten Moment gelang es mir, die geistige Nabelschnur zu kappen, die mich mit dem Monster verband, was immer es war. Keuchend sank ich auf den Diwan zurück, versuchte die entsetzlichen Bilder aus meinem Bewußtsein zu verdrängen und wartete, bis meine Hände aufgehört hatten, wie verrückt zu zittern. Auf diesem Wege würde ich jedenfalls nicht aus der Festung entkommen, das war mir klar.

Aber es gab ja noch einen anderen. Auch, wenn er mir noch weniger gefiel.

Schweren Herzens richtete ich mich auf, trat zur Tür und öffnete sie.

Im ersten Moment sah ich nichts; nichts als die Schwärze, die so zu dieser Festung gehörte wie ihre üble Ausstrahlung und die Angst, die sich in ihren Mauern eingenistet hatte. Dann glaubte ich, ein Rascheln zu hören; Sekunden später gewahrte ich eine schattenhafte Bewegung. Nizars Mumienkrieger waren also noch da.

Ich überlegte einen Moment, ob ich hinausgehen und mich ihnen dort zum Kampf stellen sollte, wo ich wenigstens den Vorteil der Überraschung auf meiner Seite hatte, entschied mich dann aber dagegen. Was nutzte mir die größte Überraschung, wenn ich den, den ich überraschte, nicht einmal sah?

Also trat ich einen Schritt von der Wand zurück, streckte das Bein aus und rief schneidend: »Wache!!!«

Die Reaktion ließ keinen Augenblick auf sich warten. Trappelnde Schritte wurden laut, dann stürmten die beiden Mumienkrieger dicht hintereinander in den Raum.

Der erste stolperte geradewegs über meinen vorgestreckten Fuß, versuchte auf den spiegelglatten Steinfliesen vergebens, mit Gesicht und Kniescheiben zu bremsen, und knallte mit voller Wucht gegen die Wand. Der zweite kollidierte reichlich unsanft mit der Tür, die ich blitzschnell wieder zuwarf.

Allerdings nur, um sie eine Sekunde später wieder aufzureißen und ihn vollends über den Haufen zu rennen.

Noch während er versuchte, wieder auf die Beine – oder das, was

davon übrig war – zu kommen, jagte ich den Gang hinunter, spürte plötzlich die oberste Stufe einer in der Dunkelheit verborgenen Treppe unter den Füßen und überwand die nächsten drei mit wild rudernden Armen, ehe ich recht unsanft auf hartem Granit aufschlug, mich acht-, neun-, zehnmal überschlug und schließlich von einer ebenfalls unsichtbaren Wand gebremst wurde. Von schierer Angst getrieben, sprang ich wieder hoch, streckte beide Arme vor und rannte weiter.

* * *

Mitternacht war längst vorüber, aber die beiden Tempelherren ritten noch immer. Sie waren langsamer geworden, sehr viel langsamer, denn die Kräfte ihrer beiden Tiere begannen jetzt merklich nachzulassen, aber Guillaume de Saint Denis trieb sie unbarmherzig weiter. Er mußte Nizars Festung erreichen, ehe die Sonne aufging.

Denn er wußte, daß sie dort auf ihn wartete.

* * *

Ich erspare mir die weiteren unerfreulichen Einzelheiten meiner Flucht an dieser Stelle, denn es gibt nicht viel zu berichten – ich schätze, daß ich eine halbe Stunde durch die pechschwarzen Eingeweide von Nizars Alptraumburg irrte, vollkommen blind und nur auf das angewiesen, was mir mein Gehör und meine tastend ausgestreckten Händen verrieten. Nach einer Weile hörte ich auf zu rennen und ging in vorsichtigem Schrittempo weiter. Trotzdem prallte ich noch gegen ein Dutzend Wände und kugelte zwei oder drei Treppen hinunter. Es glich einem Wunder, daß ich mir dabei nicht den Hals brach. Schließlich hielt ich erschöpft inne und verkroch mich in eine Wandnische, die ich ertastete. Ich blieb sehr lange dort hocken, erschöpft und in düsteres Brüten versunken. Meine Lage war aussichtsloser denn je. Nizars Burg war groß genug, daß ich den Rest meines Lebens – die paar Stunden, die mir noch blieben – blind in ihr herumstolpern konnte, ehe ich mir entweder irgendwo das Genick brach, den Schädel einrannte oder von Nizars Soldaten aufgespürt wurde, die ja offensichtlich in dieser Dunkelheit sehen konnten. Der Gedanke, auf eine derart unwürdige und überflüssige Weise ums Leben kommen zu sollen, erfüllte mich mit hilfloser Wut. Zum Teufel, ich war dazu bestimmt, die deutsche Horror-Szene zu erobern und meinen Schöpfer zum Millionär zu machen, nicht, von einem Provinzzauberer ermordet zu werden!

(Dieser Robert erstaunt mich immer wieder. Der Red.)

Nach einer Weile hörte ich Geräusche, und plötzlich tauchte ein mattes, flackerndes Licht am Ende des Ganges auf. Erschrocken preßte ich mich enger gegen die Wand, schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß mein Versteck so gut war, wie es sich angefühlt hatte, und machte mich bereit, ein zweites Mal durch die Dunkelheit stürmen zu müssen.

Das Licht und die Schritte kamen näher. Bald erkannte ich, daß es das Licht einer Pechfackel war, in dem sich drei Gestalten meinem Versteck näherten: zwei von Nizars vertrockneten Leibwächtern – und Dschakid, der einer der wenigen Menschen in dieser Burg zu sein schien!

Ich preßte mich so eng gegen die Wand, wie ich nur konnte, und hielt sogar den Atem an. Wenn auch nicht für lange, denn Dschakid und seine beiden unappetitlichen Freunde schlenderten eher gemächlich dahin. Sie unterhielten sich dabei, und es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß ich ihre Worte verstand, obwohl sie mir nicht den Gefallen taten, englisch zu reden. Aber ich dachte über dieses neuerliche Wunder nicht einmal mehr nach, Wer immer es war, der auf meiner Seite stand und mir half – er hatte originelle Ideen. Und einen Humor, über den ich mich mit ihm unterhalten mußte, wenn ich seiner habhaft werden sollte.

»... mir genausowenig wie dir, du Kreatur«, sagte Dschakid gerade. »Aber wenn Nizar befiehlt, daß wir hinuntergehen sollen, dann gehen wir hinunter.«

»Aber Herr, ich...«

»Wenn dir irgend etwas an diesem Befehl nicht paßt«, fuhr Dschakid schneidend fort, »dann sag es ruhig. Du kannst gleich dableiben, wenn du willst.«

Die andere Stimme widersprach nicht mehr, dafür meldete sich der zweite Krieger zu Wort: »Es ist nur so, daß wir genug sind, mit den beiden Fremden fertig zu werden, Herr. Und die Gefahr...«

»Ist mir bekannt«, sagte Dschakid hart. Die drei näherten sich meinem Versteck, und für einen Moment fiel der Lichtschein von Dschakids Fackel direkt in meine Nische. Wenn einer von ihnen auch nur hersah, war ich verloren. Dschakid würde sich höchstpersönlich ein Vergnügen daraus machen, mich zu Kebab zu verarbeiten.

Aber sie sahen nicht her, sondern gingen mit gemächlichen Schritten

weiter.

»Es geht auch nicht um den Zauberer aus Inglistan«, fuhr Dschakid fort. »Nizar ist dabei, das Auge zu beschwören, um ihn aufzuspüren und zu vernichten. Aber einer der Wächter meldete, daß an die dreihundert Beni Assar auf dem Wege hierher seien, und wir…«

Seine Stimme wurde leiser und verklang schließlich vollends. Aber ich hatte genug gehört. Ich verstand zwar kaum die Hälfte von dem, was Dschakid meinte, aber dieses wenige reichte. Sie wollten hinunter, wo immer das auch sein mochte. Vielleicht sogar außerhalb der Festung. Und die Beni Assar – nun, wenn ich mich recht erinnerte, waren das Alis Krieger. Wenn es mir gelang, mich zu ihnen durchzuschlagen und ihnen zu berichten, was hier geschehen war…

Möglicherweise würde mein Freund Nizar eine Überraschung erleben.

Lautlos erhob sich mich aus meiner Deckung und folgte dem Lichtschein von Dschakids Fackel.

Der Weg in das Unbekannte hinab war sehr weit. Ein paarmal verlor ich den auf und ab hüpfenden Lichtpunkt aus den Augen, wenn Dschakid um eine Ecke bog oder eine Treppe hinabging, und einmal wäre ich fast auf ihn gestoßen, als er und seine beiden Begleiter hinter einer Biegung stehenblieben und in einen heftigen Streit gerieten.

Nach einer Ewigkeit hellte sich die Finsternis vor uns auf. Eine gewaltige, anscheinend natürlich gewachsene Höhle, von einem unheimlichen, graurot flackernden Licht erfüllt, verschlang Dschakid und seine beiden Begleiter.

Und wenn sie auch auf natürliche Weise entstanden sein mochte, so war sie doch eindeutig künstlich bearbeitet worden. Gewaltige Reliefarbeiten zierten die zyklopischen Wände. Die riesigen Stützpfeiler, die die Decke trugen, waren künstlich geglättet und mit kabbalistischen Zeichen verziert worden, und hier und da standen barbarische Skulpturen, deren Bedeutung ich nicht zu erraten vermochte, die mich jedoch mit einer schwer zu ignorierenden Unruhe erfüllten.

Dschakid und seine beiden Begleiter durchquerten diese Höhle und verschwanden in einem offensichtlich künstlich geschaffenen Durchgang auf der gegenüberliegenden Seite. Ich folgte ihnen, wenn auch noch vorsichtiger als bisher und von einer ständig wachsenden Unruhe erfüllt.

Ein kurzer, sorgfältig bearbeiteter Gang nahm mich auf, dann folgte eine Treppe mit absurd unterschiedlich geformten Stufen, schließlich eine Art Korridor, dessen rechte Wand schräg gegen die gegenüberliegende gekippt und von sorgfältig hineingemeißelten Rissen durchzogen war.

So ging es weiter. Ich weiß nicht, wie lange ich Dschakid und den beiden Kriegern folgte, aber unser Weg mußte uns tief in den Leib der Erde hinabführen. Doch es war keine Höhle, die wir durchstreiften, sondern eine titanische, gänzlich unterirdisch gelegene Stadt, deren ganzes Ausmaß ich nicht einmal zu schätzen wagte.

Schließlich erreichten wir einen weiteren, gewaltigen Raum – und ich unterdrückte im letzten Moment einen Schrei, als ich ihn erkannte.

Es war der riesige Kuppelsaal, den ich in meiner Vision erblickt hatte, ein titanisches Gewölbe mit einer Decke aus Kupfer, unter der sich unbeschreibliche Dinge erhoben. Voller Schrecken dachte ich an das tentakelhafte Ding, das ich gesehen hatte, und das mich um ein Haar getötet hätte.

Von dem namenlosen Schrecken war keine Spur zu entdecken – aber ich sah andere Dinge, die mir schier das Blut in den Adern gerinnen ließen.

Der Saal war mit Leichen übersät.

Es waren Männer; Krieger in den gleichen schwarzledernen Rüstungen, wie sie Dschakids Begleiter trugen, auf flachen schwarzen Steinpodesten aufgebahrt, Hunderte, vielleicht Tausende.

Und in der Mitte des Raumes, auf einem halb mannshohen Podest, erhob sich der gewaltigste Rubin, den ich jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Er war so groß wie eine Kokosnuß, und er glühte wie unter einem inneren Feuer. Als Dschakid und seine beiden Begleiter an ihm vorübergingen, flammten zwei winzige Punkte an den Hälsen der Mumienkrieger auf.

Und endlich begriff ich.

Es war kein Zufall, daß Rot die Lieblingsfarbe Nizars war. Es waren Rubine, die seine Macht überallhin übertrugen. Ein Rubin, der das gleichnamige Mädchen in eine mörderische Bestie verwandelt hatte. Ein Rubin, den er als Monokel benutzte, um seine eigenen

übersinnlichen Kräfte zu verstärken. Und Rubine, die an den Körpern der Untoten angebracht waren, um sie zu gräßlichen Karikaturen lebender Menschen zu erwecken.

Meine nächste Beobachtung bestätigte meinen Verdacht, denn Dschakid kniete neben einer der steinernen Bahren nieder, öffnete einen Lederbeutel, den er unter dem Burnus getragen hatte, und zog einen winzigen Rubinsplitter heraus. Für einen ganz kurzen Moment flammte der Riesenstein in der Mitte der Halle in hellerem Licht, als er den Edelsteinsplitter in den Hals des Leichnams trieb.

Im nächsten Augenblick begann sich der Tote zu bewegen...

Dschakid nickte zufrieden, klaubte eine ganze Handvoll Rubinsplitter hervor und verteilte sie an seine beiden Begleiter, die sich unverzüglich daranmachten, ihre mumifizierten Genossen zu erwecken. Dschakid war dabei, eine ganze Armee dieser Schreckensgestalten zu rekrutieren! Und dies hier war nur ein Raum von möglicherweise Dutzenden gleichartiger, die es in dieser entsetzlichen Stadt geben mochte!

Was ich danach tat, war der schiere Wahnsinn – logisch betrachtet.

Aber ich dachte nicht mehr logisch in diesem Moment, sondern folgte nur noch meinem Instinkt.

Meine Hand tastete über den Boden, fand einen faustgroßen glatten Stein, und schloß sich darum. Mit einem Ruck richtete ich mich auf, holte aus, sah, wie Dschakid herumfuhr und nach seinem Säbel griff, zielte, sah das Erschrecken, dann das Entsetzen in seinen Augen, und schleuderte den Stein. Dschakid brüllte einen Befehl, und zwei seiner Krieger rasten mit Riesensätzen auf mich zu, rostige Schwerter in den Fäusten.

Im gleichen Augenblick traf mein Wurfgeschoß sein Ziel.

Und der Rubin zersplitterte.

Für einen Moment war die Halle von blendend hellem, grellrotem Licht erfüllt. Ein ungeheures Krachen erscholl. Der Boden zitterte. Steine und Kupferplatten regneten von der Decke. Ich schrie auf, taumelte zurück und schlug geblendet die Hände vor die Augen. Aber das Licht war so grell, daß ich trotzdem sah, wie sich das Feuer ausbreitete, wie weißglühende Flammen plötzlich auch aus den kleineren Rubinen in den Körpern der Mumienkrieger brachen und die ganze Höllenbrut in Sekundenbruchteilen zu Asche zerfiel.

Auch den beiden Kriegern, die auf mich zueilten, erging es nicht besser. Innerhalb einer Zehntelsekunde flammten ihre Körper auf, verwandelten sich in absurde, brennende Fackeln – und vergingen. Ihre Waffen und die brennenden Lederteile ihrer Rüstung polterten zu Boden.

Als das grausam helle Licht endlich verebbte, war ich allein mit Dschakid. Auf den steinernen Bahren lagen noch immer die Toten, aber Dschakid besaß nun keine Möglichkeit mehr, sie zu erwecken.

»Du!« keuchte er.

Ich nickte. »Ich«, bestätigte ich. »Jetzt wollen wir sehen, ob du alleine noch immer so mutig bist, Dschakid.« Ich lächelte böse, richtete mich zu meiner vollen Größe auf und trat mit gemessenen Schritten auf Dschakid zu.

Aber es schien, als hätte mich meine Menschenkenntnis abermals im Stich gelassen, denn Dschakid war nicht ganz der Feigling, für den ich ihn gehalten hatte. Er wich zwar vor mir zurück, aber nur, um blitzschnell einen Dolch aus dem Gürtel zu ziehen.

»Dann komm, Giaur!« fauchte er. »Kämpfe wie ein Mann!«

Ich hatte nichts dergleichen vor, aber ich schwieg und näherte mich ihm sehr langsam. Mein Blick fixierte den Griff meines Stockdegens, den er noch immer im Gürtel trug. Mit ein wenig Glück...

Dschakid täuschte einen Ausfall an, und ich tat so, als fiel ich darauf herein. Aber noch während er grinsend seinen Dolch in die Richtung stieß, in der ich auszuweichen schien, verlagerte ich mein Körpergewicht auf die andere Seite, griff unter seiner Waffenhand hindurch und bekam den Griff meines Spazierstockes zu fassen.

Dschakid brüllte vor Wut, verletzte mich mit einem hastig geführten Stich am Arm und umklammerte den Stockschaft mit der freien Hand, während er mit dem Dolch zum entscheidenden Hieb ausholte.

Mehr wollte ich nicht. Eine winzige Bewegung des Daumens, ein kaum hörbares Klicken – und die Degenklinge glitt scharrend aus ihrer hölzernen Umhüllung heraus, schlitzte Dschakids Burnus und die darunterliegende Haut und verharrte unter seinem Kinn. Dschakid erstarrte.

»Laß den Dolch fallen«, befahl ich.

Dschakid fuhr sich nervös mit der Zunge über die Lippen und bog den Kopf in den Nacken, aber die Degenspitze folgte seiner Bewegung. Ein einzelner Blutstropfen sickerte dort hervor, wo sie sich gegen seine Kehle preßte.

»Das... das war...«

»Nicht fair, ich weiß«, unterbrach ich ihn. »Aber sehr wirkungsvoll, nicht? Also laß den Dolch fallen, ehe dein Kopf fällt.«

Das Argument schien ihn zu überzeugen. Er ließ das Messer fallen, wich einen weiteren Schritt zurück und hob die Hände über den Kopf. »Töte mich nicht«, sagte er.

»Töten?« Ich überlegte einen Moment. »Ich hatte zwar nichts dergleichen vor, aber immerhin – keine schlechte Idee.« Dschakid wurde blaß. »Es sei denn«, fuhr ich fort, »du beantwortest mir ein paar Fragen.«

»Jede, Sidi«, antwortete er hastig.

»Dieser Rubin...«, ich deutete mit der freien Hand auf den zerborstenen Riesenrubin, »... war er die Quelle von Nizars Macht? Ist sie jetzt gebrochen?«

Dschakid nickte – ein wenig zu schnell, wie ich fand. Ich piekste ihn ein wenig heftiger mit dem Degen. »Lüg mich lieber nicht an«, sagte ich. »Denn du wirst mich begleiten, Dschakid. Und ich finde bestimmt noch Zeit, dich zu töten, sollte sich herausstellen, daß Nizar mir noch immer überlegen ist.«

»Ich... Ich habe mich getäuscht«, sagte Dschakid hastig. »Er lenkte nur die Krieger. Aber alle Krieger, Sidi, das schwöre ich.«

»Alle?« Ich runzelte demonstrativ die Stirn. »Überlege dir deine Antwort gut. Wenn wir noch einen einzigen von ihnen zu Gesicht bekommen, Dschakid, wird sein Anblick das letzte sein, was du jemals sehen wirst.«

»Ich sage die Wahrheit!« keuchte Dschakid, der den Kopf mittlerweile so weit in den Nacken gelegt hatte, daß er jeden Moment nach hinten zu kippen drohte. Ich lockerte den Druck der Degenklinge ein wenig.

»Gut. Wo sind Letitia und Ali?«

»Der... der Beni Assar befindet sich im Kerker«, stöhnte Dschakid. »Wo

die Frau ist, weiß ich nicht.«

Und diesmal spürte ich, daß er die Wahrheit sprach. Er hatte viel zuviel Angst, um mich zu belügen.

»Im Kerker«, wiederholte ich. »Gut. Dann wirst du mich jetzt dorthin bringen.«

»Das ist unmöglich!« keuchte Dschakid. Sein Gesicht verlor alle Farbe. Er war der erste kreidebleiche Araber, den ich sah.

»Warum?« fragte ich. »Wenn Nizars Krieger ausgeschaltet sind, droht doch keine Gefahr mehr, oder?«

Dschakid schluckte ein paarmal. Aber er sagte nichts mehr.

* * *

Der Weg zurück erschien mir weiter als der hinab in die Schwarze Stadt, aber Dschakid reagierte auf meine dementsprechenden mißtrauischen Fragen nur mit einem ebenso dümmlichen wie ausdauernden Lächeln.

Da er wie ich ein Mensch und somit auf Licht angewiesen war, um zu sehen, wäre es mir vermutlich ein leichtes gewesen, ihm die Fackel wegzunehmen und ihn im wahrsten Sinne des Wortes im Dunkeln stehenzulassen. Aber ich traute Dschakid nicht einmal so weit, wie ich ihn sehen konnte. Der Bursche war alles andere als ein Dummkopf – vermutlich hätte er auch mit verbundenen Augen den Weg hinauf zu Nizar fünfmal schneller gefunden als ich. Wenn es überhaupt einen Platz gab, an dem Dschakid im Moment sicher aufgehoben war, dann war es der an der Spitze meiner Degenklinge.

Ich atmete instinktiv auf, als wir die Schwarze Stadt verließen und wieder in die Kellergewölbe von Nizars Alptraumburg vordrangen – die freilich nichts als eine Fortsetzung des unterirdischen Labyrinthes darstellte. Trotzdem hatte ich das Gefühl, mit einem Male wieder freien atmen zu können. Selbst, wenn es Kreaturen wie Dschakid und Nizar waren – dieser Teil der Festung wurde von Menschen bewohnt, während der Rest…

Für Augenblicke sah ich noch einmal das entsetzliche Ding, das mir um ein Haar den Verstand geraubt hätte. Allein die Erinnerung daran ließ mich schaudern. Ich verscheuchte das Bild.

Nach einer guten halben Stunde blieb Dschakid stehen, drehte sich vorsichtig um und drückte mit spitzen Fingern und einem vergebungsheischenden Lächeln die Degenspitze zur Seite, die auf seine Nase deutete.

»Wir sind da, Sidi«, sagte er. »Gleich am Ende dieses Ganges hier.«

»Dann geh voraus«, sagte ich.

Dschakid nickte, wandte sich um und wollte einen Schritt machen, aber ich hielt ihn mit einem scharfen Befehl zurück. Seine plötzliche Kooperationsbereitschaft war mir nicht ganz geheuer.

»Vielleicht gehst du besser hinter mir«, sagte ich. »Du wirst mir wohl kaum in den Rücken fallen, oder?«

Dschakid schluckte, wurde noch blasser, als er ohnehin war, und trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

»Das sicher nicht, Sidi«, sagte er. »Aber wenn ich es recht bedenke...«

»Ja?« fragte ich, als er nicht weitersprach.

Dschakid warf einen sehnsüchtigen Blick zur Decke hinauf. »Ich war lange nicht hier unten, Sidi«, sagte er. »Aber jetzt erinnere ich mich. Es gibt da gewisse... Gefahren.«

»Wie zum Beispiel eine Bodenplatte, die die halbe Decke herabstürzen läßt, wenn man darauf tritt?« schlug ich vor.

»Nicht... ganz«, erwiderte Dschakid mit einem gequälten Lächeln. »Aber hier war früher ein Schacht, und ich habe keine Ahnung, wie stabil die Decke ist.«

Ich lächelte milde, was Dschakid noch mehr erbleichen ließ. »Nicht, daß ich dir nicht traue, Dschakid«, sagte ich. »Aber was, wenn du dich nun täuschst, und der, der zuerst geht, stürzt in ein Loch, das irgendein vergeßlicher Maurer nicht richtig verschlossen hat. Weißt du – ich halte es für das Klügste, wenn wir nebeneinander gehen. Hand in Hand, wie alte Freunde.«

Dschakids ohnehin etwas gequältes Grinsen gefror zu einer Grimasse.

»Nun?« fragte ich fröhlich.

»Mein Gedächtnis, Sidi«, jammerte Dschakid. »Ich bin ein törichter Narr, der alles vergißt. Gerade fällt mir ein, daß Nizar mich erst letzte

Woche warnte, diesen Gang zu betreten.«

»Er scheint mir ein wenig baufällig«, pflichtete ich ihm bei.

Dschakid atmete hörbar auf. »Ja. Aber keine Sorge, Sidi, ich weiß einen anderen Weg zum Kerker. Er ist ein wenig weiter, aber sehr viel sicherer.«

»Gut«, erklärte ich. »Dann geh voraus. Aber warte.« Ich hob die Hand, nahm eines seiner Barthaare zwischen die Finger und riß es ihm aus. Dschakid brüllte, hüpfte auf einem Bein herum und wimmerte, als hätte ich ihm ein weitaus edleres Körperteil ausgerissen.

»Warum quälst du mich, Sidi?« jammerte er. »Gerade erst habe ich dir das Leben gerettet!«

»Ebendrum«, sagte ich, hob das Barthaar vor die Augen und machte mit der freien Hand eine kreisende Bewegung darum, während ich eine Reihe zwar vollkommen sinnloser, aber sehr beeindruckend klingender Worte murmelte. Dann ließ ich das Haar fallen, klatschte demonstrativ in die Hände und schob meinen Degen in seine Hülle zurück. »Das brauchen wir jetzt nicht mehr.«

Dschakid blinzelte mißtrauisch. Seine Hand preßte sich noch immer gegen den Mund, als fürchte er, ich würde ihm auch noch den Rest seiner männlichen Zierde ausrupfen.

»Ich sehe schon, ich muß es dir erklären«, sagte ich freundlich. »Die Sache ist ganz einfach, Dschakid. Du hast mir das Leben gerettet, und dafür bin ich dir endlos dankbar. Durch die Beschwörung, deren Zeuge du warst, bist du jetzt geschützt. Du wirst leben, solange ich lebe. Keinen Augenblick weniger. Oder länger.«

Es dauerte einen Augenblick, bis Dschakid begriff. »Du... du hast...« Er straffte sich. »Ich glaube dir kein Wort. Du lügst, Giaur!«

Ich lächelte, hob meinen linken Arm und kniff kräftig hinein. Gleichzeitig suggerierte ich Dschakid einen scharfen, stechenden Schmerz an der gleichen Stelle. Er kreischte, sprang so heftig zurück, daß er gegen die Wand prallte, und preßte die Hand auf die schmerzende Stelle.

»Schejtan!« keuchte er. »Du hast mich verhext.«

»Zu viel der Ehre«, sagte ich freundlich. »Ich habe mit eurem Schejtan nichts zu schaffen. Er war bisher klug genug, mir nicht über den Weg

zu laufen«, fügte ich mit einem schon fast übertrieben boshaften Lächeln hinzu.

Eine innere Stimme warnte mich, den Bogen nicht zu überspannen, aber Dschakids Aberglaube war tatsächlich noch größer als seine Heimtücke. Er begann zu röcheln, machte eine Reihe komplizierter, irgendwie beschwörend wirkender Gesten vor dem Gesicht und wimmerte wie ein getretener Hund, als ich nur die Hand hob.

»Wir haben genug Zeit verschenkt«, sagte ich. »Bring mich jetzt zu Ali. Und keine Tricks mehr.«

Dschakid hatte es plötzlich sehr eilig, meine Befehle auszuführen.

* * *

Das Fauchen einer Raubkatze sagte mir, daß wir diesmal auf dem richtigen Weg waren. Der Laut erscholl irgendwo in der samtschwarzen Dunkelheit vor uns, nicht sehr weit entfernt, dann hörte ich ein zorniges Brüllen, einen klatschenden Schlag und einen Schrei, der mich abrupt stehenbleiben ließ.

»Ali!« keuchte ich. Ich machte einen Schritt in die Dunkelheit hinein, blieb stehen und fuhr zu Dschakid herum. »Wo ist er?« fragte ich scharf.

»In... in seinem Verlies«, antwortete Dschakid stotternd. »Aber es ist zu spät, Sidi. Hört doch! Nizars Leopardin tötet ihn!«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann«, sagte ich, packte Dschakid grob an der Schulter und versetzte ihm einen Stoß, der ihn haltlos vor mir hertaumeln ließ. Abermals erscholl das zornige Fauchen einer Raubkatze, und wieder antwortete das Klatschen von Schlägen und ein diesmal eindeutig schmerzerfüllter menschlicher Schrei darauf.

Eine Tür tauchte vor uns auf: ein rotumrandeter Umriß, hinter dem das allgegenwärtige blutige Licht Nizars flackerte. Wieder das entsetzliche Fauchen der Raubkatze. Ich stieß Dschakid weiter, riß den Riegel zurück und wäre um ein Haar gestürzt, als Dschakid sich mit aller Kraft an meine Arme klammerte und mich festzuhalten versuchte.

»Nicht, Sidi!« kreischte er. »Sie wird Euch vernichten. Und dann ist es auch um mich geschehen!«

»Dann hilf mir!« sagte ich barsch und riß die Tür vollends auf.

Das Bild, das sich mir bot, war mir nur zu vertraut.

Nur wenige Schritte vor mir lag Ali am Boden. Er wehrte sich verzweifelt gegen eine riesige Leopardin, deren Reißzähne ihn jeden Augenblick zerfleischen konnten. Sein Körper war bereits mit zahllosen blutigen Schrammen übersät, und in seiner linken Schulter klaffte eine häßliche, stark blutende Wunde. Das alles war sehr deutlich zu sehen, denn das einzige Kleidungsstück, das er trug, war sein Turban.

Ohne noch lange zu überlegen, rannte ich los, versetzte der Leopardin einen kräftigen Tritt in die Seite und sprang ihr auf den Rücken, als sie mit einem schmerzerfüllten Fauchen herumfuhr.

Die Raubkatze bäumte sich auf und schleuderte mich mit einer fast spielerischen Bewegung beiseite. Aber die Sekunde, die ich auf ihrem Rücken gehockt hatte, hatte gereicht. Meine Hand hatte ihr Halsband ergriffen und hielt es fest, auch als ich abgeworfen wurde. Instinktiv wollte ich es abreißen, erinnerte mich aber gerade noch rechtzeitig an den Todeskampf der Rubinlöwin und zog das Band nur straff, ohne es zu zerreißen, um der Leopardin die Luft abzuschnüren.

Nun, es war mein erster – und unwiderruflich letzter Versuch, in die Fußstapfen von Edgar Rice Burroughs’ Tarzan zu treten. Mit einem fast lässigen Prankenhieb fegte sie meine Hand beiseite, war mit einem Satz über mir und schnappte nach meiner Kehle. Wäre Ali nicht im letzten Moment dazwischengesprungen und hätte sie zurückgerissen, wäre es um mich geschehen gewesen. Aber selbst unsere vereinten Kräfte reichten kaum aus, die tobende Wildkatze zu bezwingen. »Dschakid – hilf uns!« keuchte ich. Ali riß die Augen auf und starrte mich an, aber Dschakid reagierte, wie ich es gehofft hatte.

Im ersten Moment jedenfalls. Mit einem gellenden Schrei warf er sich vor, zerrte die Leopardin von mir herunter…

… und zog einen Dolch. Mein warnender Schrei kam zu spät. Dschakids Klinge blitzte auf, drang in den Hals des Tieres und zertrennte das diamantbesetzte Halsband, das den riesigen Rubin trug! Dschakid schrie triumphierend auf und schleuderte das Halsband mit einer kraftvollen Bewegung bis auf den Gang hinaus.

Die Leopardin warf sich zu Boden, begann wie besessen um sich zu schlagen und zu beißen und stieß eine Reihe gräßlicher, wimmernder Töne aus. Mit aller Kraft, die ihr der Todeskampf noch einmal gab,

versuchte sie Ali, Dschakid und mich abzustreifen. Doch selbst ihre ungeheuerlichen Körperkräfte reichten nicht, es mit drei erwachsenen Männern zugleich aufzunehmen. Ihre Bewegungen wurden langsamer, unsicherer. Gleichzeitig begann die gleiche, entsetzliche Veränderung, die ich bereits bei der Löwenfrau beobachtet hatte. Noch einmal bäumte sie sich auf, fegte Ali beiseite, schnappte knurrend nach Dschakid und erwischte ihn auch tatsächlich an der Schulter. Aber Dschakid drehte sich geschickt weg, so daß nur ein Stück Stoff und ein paar Fetzen Haut zwischen ihren Zähnen blieben.

Dann ging es zu Ende. Die Leopardin erschlaffte, während sich ihr Körper auf entsetzliche Weise zu verändern und schließlich aufzulösen begann.

Dschakid taumelte zurück, fiel auf die Knie und umklammerte wimmernd seine verletzte Schulter.

»Du verdammter Narr!« brüllte ich. »Wer hat dir gesagt, daß du sie töten sollst? Ich wollte sie lebend!«

Dschakid krümmte sich, als hätte ich ihn geschlagen. »Aber Sidi!« wimmerte er. »Sie war dabei, dich zu töten. Sieh dir nur deine Arme an! Sie bluten überall und...«

Dschakid brach ab, starrte erst meine, dann seine eigenen Hände an.

Er hatte nicht übertrieben – meine Hände waren voller Blut. Die Wunden waren zwar harmlos und schmerzten nicht einmal besonders, aber sie bluteten stark.

Dschakids Arme waren unversehrt.

»Oh«, sagte er.

»Paß auf, Dschakid«, sagte ich hastig. »Du mußte die Sache so sehen: Bisher haben wir...«

»Du hast mich belogen, Sidi«, flüsterte Dschakid tonlos.

»Nur ein kleines bißchen«, verteidigte ich mich. »Wirklich, es war kaum der Rede wert, Dschakid.«

Dschakid knurrte, stand ganz langsam auf und zog einen Dolch aus seinem Burnus. Der Kerl mußte ein wandelndes Waffenarsenal sein. »Deine ganze Beschwörung war erlogen«, stellte er fest.

Und damit stürzte er sich auf mich, den Dolch vorgestreckt.

Er kam genau drei Schritte weit. Genau bis zu der Stelle, an der er über Alis vorgestrecktes Bein stolperte.

Was dann kam, ging zu schnell, als daß ich es noch hätte verhindern können.

Dschakid stolperte wunschgemäß, aber Ali schien sich nicht damit zufriedengeben zu wollen. Blitzschnell packte er ihn, versetzte ihm noch mehr Schwung, als er ohnehin schon hatte, und verbog gleichzeitig seine Hand.

Dschakid rannte sich seinen eigenen Dolch in den Leib und war tot, noch ehe er zu Boden stürzte.

Ich blickte betroffen auf ihn herab, sah dann Ali an und schüttelte niedergeschlagen den Kopf. »Das war nicht nötig, Ali«, sagte ich leise. »Er war nicht mehr gefährlich. Du hättest ihn nicht umbringen dürfen.«

»Dieser Hund hat mitgeholfen, meinen Vater zu ermorden«, antwortete Ali hart. Er versetzte Dschakid einen Tritt. »Ein solch schneller Tod war eine Gnade für ihn. Ich hatte ihm ein anderes Ende vorherbestimmt.« Er ballte die Faust, um seine Worte zu bekräftigen, richtete sich auf und sah kurz auf die Überreste der Leopardenfrau herab.

»Diese Festung ist wahrlich verhext«, sagte er. »Du hättest nicht später kommen dürfen, Giaur.« Er schüttelte den Kopf. »Du würdest mir nicht glauben, wenn ich dir erzählte, was geschehen ist.«

»Oh, ich denke doch«, antwortete ich. »Auch ich hatte Besuch. Von einer sehr zuvorkommenden Dienerin Nizars.« Plötzlich grinste ich. »Eine reine Löwin, kann ich dir sagen.«

Ali erwiderte mein Grinsen, blickte plötzlich an sich herab und fuhr peinlich berührt zusammen, als er erkannte, daß seine Kleidung nicht unbedingt komplett war. Hastig bückte er sich nach seiner Jellaba und streifte sie sich über. Ich machte mich unterdessen an eine Inspektion des Zimmers. Wenn ich Nizars eigene Worte in Betracht zog, nach denen es sich bei diesem Raum um ein Verlies handelte, so überraschte mich sein Inneres doch – die Wände waren mit schweren (roten) Samtvorhängen behangen, auf dem Boden lagen kostbare (rote) Teppiche, und der unvermeidliche Diwan (na – welche Farbe hatte er wohl?) war groß genug, einer ganzen Kompanie Kosaken als

Schlafstatt zu dienen.

Aber irgendwie paßte diese Verschwendung zu dem Mann, der diese Burg bewohnte. Nizar schien mir ganz der Typ Mann zu sein, der auch noch goldene Klobrillen als gewöhnlich bezeichnet hätte, solange sie nicht mit eingelegten Diamanten – beziehungsweise Rubinen – verziert waren.

Ali hatte sich endlich fertig angezogen und gab mir durch ein dezentes Räuspern zu verstehen, daß ich ihn jetzt wieder wahrnehmen durfte.

»Allah sei Dank, daß ich dich gesund wiedersehe, Giaur!« sagte er, als ich mich zu ihm herumdrehte. »Jetzt erzähle – wie ist es dir ergangen? Wie hast du es geschafft, aus Nizars Kerker zu entfliehen, und wieso hast du dir so viel Zeit gelassen, hierher zu kommen, während ich um mein Leben kämpfte?«

Ich schüttelte den Kopf über so viel Unverfrorenheit, verbiß mir im letzten Moment die Bemerkung, daß ich eine sehr bestimmte Vorstellung davon hatte, auf welche Weise er die letzten beiden Stunden um sein Leben gekämpft hatte, und begann so sachlich wie möglich zu erzählen. Nicht alles natürlich – aber Alis Gesichtsausdruck verdüsterte sich auch bei der Hälfte dessen, was er hörte, schon zur Genüge.

»Die Schwarze Stadt«, murmelte er. »So gibt es sie also wirklich.« Er schüttelte den Kopf. »Giaur, du mußt ein Lieblingskind deines heidnischen Gottes sein, daß du noch lebst. Niemand ist bisher lebend aus der Schwarzen Stadt zurückgekehrt.«

»Und wieso weißt du dann von ihrer Existenz?« fragte ich ruhig.

Ali blinzelte, suchte einen Moment nach einer passenden Antwort und beschloß dann, die Frage zu ignorieren.

»Also sind Nizars Todeskrieger vernichtet«, murmelte er.

»Und deine Männer auf dem Wege hierher«, fügte ich hinzu.

Ali lächelte, aber nur ganz flüchtig, starrte einen Moment zu Boden und seufzte hörbar. »Der Weg von unserem Wadi hierher ist weit«, sagte er. »Sie werden bis zum morgigen Tage brauchen, herzukommen. Und so lange, fürchte ich, können wir kaum warten. Nizar ist ein mächtiger Magier. Auch er allein ist gefährlich.«

»Du denkst an Letitia«, vermutete ich.

Ali nickte. »O ja, Giaur. Du wirst es nicht verstehen, doch ich leide Höllenqualen, seit ich sie das erste Mal sah. Mein Herz steht in Flammen. Ich werde nie wieder eine andere Frau anblicken können.«

Statt einer Antwort musterte ich nachdenklich den Diwan. Seine Kissen und Decken waren in einem Zustand, daß ich das Zimmermädchen fristlos gefeuert hätte, wäre dies mein Haus gewesen.

»Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen«, verteidigte sich Ali, als er meinen Blick bemerkte. »Glaube mir, Giaur, ich habe Höllenqualen durchlitten in den letzten Stunden. Nur der Gedanken an Letitia hat mir die Kraft gegeben, sie durchzustehen.«

Er tat mir wirklich von Herzen leid. »Suchen wir Letitia«, sagte ich knapp.

»Und wo?« Ali seufzte. »Hast du eine Vorstellung davon, wie groß diese Festung ist, Giaur?«

»Nein«, antwortete ich finster. »Aber ich hatte eine ungefähre Vorstellung davon, wie ich sie finden wollte.«

Ich sprach nicht weiter, sondern blickte finster auf den verkrümmt daliegenden Leichnam Dschakids herab. Ali lächelte kalt, und abermals fragte ich mich, ob ich in der Wahl meiner Freunde nicht ein wenig zu vorschnell gewesen war.

Ohne ein weiteres Wort verließen wir die Zelle. Auf dem Gang lagen die verschmorten Überreste lederner Rüstungen, dazwischen funkelte mattes Eisen. Ali bückte sich, klaubte zwei rostige Krummsäbel vom Boden auf und warf mir mit einem knappen: »Fang!« einen davon zu.

Ganz instinktiv gehorchte ich und fing die Waffe auf, wenngleich ich mich alles andere als wohl dabei fühlte. In der Hand eines Mannes, der damit umzugehen verstand, mochten diese langen, gebogenen Säbel mit ihren rasiermesserscharfen Klingen eine fürchterliche Waffe sein. Ich würde mir allerhöchstens selbst ein paar Zehen damit abschneiden. Nein – da verließ ich mich schon lieber auf meinen guten alten Degen. Ich schleuderte die Waffe wieder davon, kassierte einen halb verwunderten, halb zornigen Blick Alis und folgte ihm. Dschakids Fackel vertrieb die Dunkelheit aus unserer Umgebung.

Wir verloren nicht die Orientierung, denn wir hatten ja nie eine gehabt. Wir taten einfach das, was in unserer Situation noch einen Sinn machte – wir folgten dem Gang und schlugen, wenn wir an Treppen oder schräge Rampen kamen, von denen es eine erstaunliche

große Anzahl gab, prinzipiell die Richtung ein, in der Nizar und Letitia sein mußten – nach oben.

Es mochte vielleicht eine Viertelstunde vergangen sein, bis sich die Dunkelheit vor uns abermals aufhellte. Diesmal war es nicht das Licht von Fackeln, sondern der blutige Schein von Nizars Rubinen.

Ali gebot mir mit einer Geste, stehenzubleiben, senkte seine Fackel, so daß er mit dem Körper ihren Lichtschein abschirmte, und lauschte einen Moment mit geschlossenen Augen.

Dann rannte er los, wie von Furien gehetzt.

Ich folgte ihm dichtauf, wenn auch mehr aus dem Grund, ihn von einer neuerlichen Unüberlegtheit abzuhalten. Nach wenigen Dutzend Schritten schon erreichten wir ein prachtvolles, edelsteinbesetztes Tor, und nun hörte auch ich spitze, panikerfüllte Schreie…

Letitia!

Ali zerrte an der Klinke, doch sie war verschlossen. Wütend trat er zurück, nahm Anlauf und warf sich mit aller Kraft gegen die Tür.

Zu meiner Überraschung sprang sie tatsächlich auf, obgleich sie massiv genug schien, dem Ansturm eines wütenden Elefantenbullen standzuhalten. Wir gelangten in ein großes, rot verkleidetes Zimmer, das von einem riesigen Diwan beherrscht wurde, auf dem Nizar wie eine fette Kröte saß. Neben dem gewaltigen Thron erhob sich eine gut zwei Yards hohe Bronzestatue, die einen Mann mit einem skelettierten Schädel zeigte. Sie fiel mir sofort auf – es war das einzige Ding hier im Raum, das nicht rot war.

Nizar warf uns nur einen kurzen, verärgerten Blick zu und wandte dann seine Aufmerksamkeit wieder auf die uns gegenüberliegende Seite des Zimmers, wo Letitia auf dem Boden hockte, auf die gleiche, äußerst knappe Weise bekleidet wie Ali vorhin; nur daß sie nicht einmal einen Turban trug. Ihr Gesicht war hektisch gerötet. Ihr Atem ging schnell. Neben ihr hockte eine gewaltige, fast menschengroße Raubkatze, die sich mit einem zufriedenen Schnurren die Pfoten leckte.

»Nizar!« schrie Ali mit überschnappender Stimme.

Nizar schenkte ihm einen Blick, den man nur noch mit dem Wort gelangweilt bezeichnen konnte, und wandte seine Aufmerksamkeit wieder Letitia und der Raubkatze zu. Im Gegensatz zu dem Magier

hatte Letitia unser Eindringen nicht einmal bemerkt. Sie starrte gebannt auf die riesige Raubkatze, und in ihrem Blick spiegelte sich eine sonderbare Mischung aus Erschrecken, Furcht und überraschter Zufriedenheit.

»Nun, mein Täubchen«, sagte Nizar, »kommst du nun zu mir auf den Diwan? Oder muß ich dich zwingen?«

Letitia starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Raubkatze, dann auf Nizar. Sekundenlang kämpfte sie sichtlich mit sich, streifte dann Nizar mit einen neuerlichen, ekelerfüllten Blick und schüttelte heftig den Kopf.

»Niemals, du Ungeheuer!«

»Nizar!« brüllte Ali.

Nizar seufzte, drehte den Kopf in den Fettwülsten herum, die er für einen Hals halten mochte, und gähnte ungeniert. »Ah, mein Freund Ali, der Narr. Und der Zauberer aus Inglistan«, sagte er in einem Ton, als erblicke er uns jetzt das erste Mal. »Seid ihr gekommen, um zuzusehen?« Er grinste anzüglich. »Nur keine Hemmungen, meine Freunde. Es macht mir nichts aus. Und der Rose aus Inglistan sicherlich auch nicht.«

Ali wollte auffahren, aber ich trat mit einem raschen Schritt neben ihn und brachte ihn mit einer Geste zum Verstummen. »Gib auf, Nizar«, sagte ich ruhig. »Du hast verloren. Dschakid ist tot. Deine Dämonenkrieger sind vernichtet, zwei deiner drei Rubinfrauen ebenso. Du hast keine Chance mehr. Gib auf, und ich schenke dir dein Leben.«

»Ich nicht«, murmelte Ali, wohlweislich aber so leise, daß Nizar die Worte nicht hören konnte.

Aber meine Drohung schien Nizar auch nicht sonderlich zu beeindrucken. »Das werden wir sehen«, sagte er kichernd. Und mit diesen Worten hob er gebieterisch die Hand.

Irgend etwas geschah, das ich nicht richtig beschreiben konnte – es war wie ein rasches, rotes Zucken der Wirklichkeit, als verschöben sich die Dinge ein ganz kleines bißchen in die Richtung, in der die Alpträume und der Wahnsinn zu Hause waren.

Und die gewaltige Bronzestatue hinter Nizar setzte sich wie eine von dämonischem Leben erfüllte Maschine in Bewegung.

Ali schrie auf, packte seinen Säbel mit beiden Händen und spreizte die Beine, um dem Ansturm des Ungeheuers gewachsen zusein.

Aber das gewaltige Ding beachtete ihn gar nicht.

Es war Letitia, auf die es zustapfte…

Ali schrie gellend auf und warf sich mit einem wahren Panthersatz zwischen die lebende Statue und das Mädchen.

Der Bronzemann fegte ihn mit einer fast nachlässig wirkenden Bewegung beiseite, ging ungerührt weiter und zerrte Letitia vom Boden hoch. Seine riesigen Hände schlossen sich um Letitias Taille.

»Nun?« fragte Nizar, während seine Statue damit begann, das Leben aus Letitias Körper herauszupressen. Einen Augenblick lang hielt das Mädchen dem mörderischen Druck noch stand. Dann schrie sie vor Schmerzen auf, warf sich zurück – und erschlaffte in den Pranken des Kolosses.

Ali sprang wieder hoch, schwang mit einem wilden Kampfschrei seinen Säbel und drang abermals auf den metallenen Giganten ein.

Er hätte genausogut auf einen Felsblock einhacken können. Doch seine Tat rettete Letitia – zumindest für den Moment – das Leben, denn die Statue hielt in der Bewegung inne, ließ das Mädchen achtlos fallen und drehte sich knarrend um. Ihre blicklosen Augen musterten Ali wie ein störendes Insekt, bei dem sie sich noch nicht ganz schlüssig war, ob sie es zerdrücken oder ignorieren sollte.

Aber dieses Zögern währte nur eine Sekunde. Ali wich den ersten, mit ungeheurer Kraft geführten Schlägen der bronzenen Fäuste geschmeidig aus und wehrte die nächsten mit seinem Säbel ab. Doch selbst für mich gab es keinen Zweifel am Ausgang des Kampfes. Ali mochte stark sein, aber er kämpfte nicht gegen einen lebenden Gegner, sondern gegen ein Ding, das weder Erschöpfung noch Schmerzen kannte.

Nizar verfolgte den ungleichen Kampf mit sichtlichem Genuß.

»Wenn dieser Hund von einem Beni Assar tot ist, bist du an der Reihe, verfluchter Zauberer aus Inglistan!« versprach er.

Ich achtete nicht auf seine Drohung, sondern überlegte verzweifelt, wie ich Ali helfen konnte. Mich ebenfalls auf die Statue zu stürzen und mit meinem Degen auf sie einzuhacken, erschien mir reichlich sinnlos.

Ich sah nur eine einzige Chance für uns: Ich mußte die unheimliche Kraft, die diese Statue zum Leben erweckte, zum Versiegen bringen.

Zuerst hielt ich den magischen Rubin, den Nizar wie immer in seiner Hand hielt, für die Quelle allen Übels, und konzentrierte mich darauf. Der Edelstein gab jedoch nicht mehr Energie ab als ein ausgeglühtes Stück Kohle. In fieberhafter Hast durchforstete ich den Raum und spürte einen steten Strom magischer Kraft nahe dem Diwan scheinbar aus dem Nichts hervorquellen.

Nur für einen Moment. Dann zerriß das rote Licht neben Nizars Thron mit einem spürbaren Ruck, und plötzlich war ein weiterer Raum da, vollkommen leer bis auf ein mit roten Kacheln verkleidetes Bassin, das von einem schwarz-gezeichneten, magischen Kreis umgeben war. In einer fluoreszierenden Flüssigkeit schwamm eine flache Schale, die aus einem einzigen Rubin geschnitten war. Und diese Schale trug eine handtellergroße Linse aus einem dunklen Material, das so fremdartig war, daß es nicht von dieser Erde stammen konnte.

Es dauerte eine Sekunde, bis ich die Ausstrahlung dieser Linse identifizierte.

Es war die Kraft der GROSSEN ALTEN, die wie ein mächtiger Strom aus ihr herausfloß und Nizar mit neuen Energien versorgte! Auch die Statue verdankte ihr unheilvolles Leben dieser Linse, die mir wie ein bösartiges Auge entgegenleuchtete.

Und dann begriff ich.

Ich war nicht durch Zufall hierher, in Nizars Alptraumburg gekommen, in der das Auge des Satans aufbewahrt wurde.

Ich hatte das fünfte SIEGEL gefunden...

Ein gellender Schrei, gefolgt von Nizars höhnischem Gelächter, riß mich in die Wirklichkeit zurück.

Während mein Blick fassungslos auf dem Auge des Satans geruht hatte, war Alis Position immer aussichtsloser geworden. Die Statue hatte ihn bis an die Wand zurückgetrieben und wollte ihn eben packen, um ihn endgültig den Garaus zu machen.

Hastig konzentrierte ich mich auf das SIEGEL und versuchte den Kraftstrom abzulenken, der sich zwischen ihm und Nizar spannte. Aber wieder schien es, als hätte ich den fetten Zauberer unterschätzt. Es gelang mir nur, das Band aus unsichtbarer Energie etwas ins

Schwanken zu bringen, nicht, es zu zerreißen. Doch dies reichte aus, um die Statue für einen Moment erstarren zu lassen.

Ali nützte die Chance, die ihm geboten wurde, auf der Stelle. Er faßte den Griff des Säbels mit beiden Händen, riß die Waffe empor und führte einen gewaltigen Hieb gegen den Schädel seines metallischen Gegners. Diesmal durchschlug die Schwertklinge krachend die Bronzehaut und spaltete der Statue den Kopf bis auf den Hals.

Mit einem zornigen Kampfruf zog Ali die Waffe zurück und gab der wankenden Statue einen Fußtritt, der sie nach hinten kippen ließ. Der Raum erzitterte, als der Metallkoloß zu Boden schlug und die kostbaren roten Fliesen zermalmte. Gleichzeitig breiteten sich Risse nach allen Seiten aus. Der schwarze Kreis, der um das Bassin mit dem geheimnisvollen Auge lag, zersprang klirrend und wurde matt. Die Flüssigkeit im Bassin schwappte über. Die Rubinschale trieb gegen den Rand und geriet in Gefahr, umzukippen und im Bassin zu versinken.

Der Energiestrom versiegte mit einem Schlag. Nizar sank kraftlos auf seinen Diwan zurück und starrte mich aus entsetzt geweiteten Augen an. Seine Überheblichkeit war im gleichen Moment erloschen wie seine magische Kraft.

»Gnade, Sidi!« wimmerte er. »Töte mich nicht! Ich werde dir alle Schätze der Erde geben, wenn du mich am Leben läßt!«

»Glaube ihm... nicht«, keuchte Ali. Er war in die Knie gebrochen, am Ende seiner Kräfte. Doch irgendwoher nahm er noch die Energie, auf Händen und Knien zu Letitia hinüberzukriechen und sie in die Arme zu schließen. Sie schluchzte erleichtert auf und lehnte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen den jungen Araber. Obwohl Ali Mühe hatte, nicht zu Boden zu gehen, lächelte er Letitia an und hauchte ihr eine Flut von Worten ins Ohr, die ich zwar nicht verstand, deren Bedeutung jedoch nicht schwer zu erraten war. Ich sah den beiden kopfschüttelnd zu und wandte mich wieder an Nizar.

»Töte ihn«, sagte Ali, ohne den Blick von Letitia zu nehmen.

»Nein!« Nizars Stimme war nur noch ein heiseres Kreischen. Und diesmal war die Angst darin echt.

»Ich sollte es wirklich tun«, sagte ich grimmig. »Wenn jemand den Tod verdient hat, dann wohl du.«

Nizars Gesicht verschwand fast vollständig in den Fettwülsten seines Doppelkinnes, als er vor mir zurückzuweichen versuchte. Seine

Stimme wurde zu einem kläglichen Wimmern.

»Aber ich werde es nicht«, fuhr ich fort. Nizar und Ali sahen mit einem Ruck auf, der eine vorsichtig erleichtert, der andere mißtrauisch und voller Unglauben.

»Ich werde etwas anderes tun«, sagte ich. »Die Behörden in Aden interessieren sich schon lange für den Mann, der die Eingeborenen gegen sie aufzubringen versucht. Ich werde dich ihnen ausliefern, Nizar. Wer weiß«, fügte ich achselzuckend hinzu, »vielleicht gefällt dir das Gefängnis sogar. Es ist dort fast so dunkel und ungemütlich wie hier.«

Für die Dauer eines Herzschlages starrte Nizar mich an. Sein Mund klappte auf, aber er brachte keinen Laut hervor. Dafür konnte ich direkt sehen, wie sich die Gedanken hinter seiner Stirn überschlugen.

Und dann tat er etwas, womit ich so ziemlich als allerletztes gerechnet hatte.

Er griff mich an.

Nicht mit einer Beschwörung, nicht mit irgendeinem hinterhältigen arabischen Zaubertrick, sondern ganz direkt mit seinen Fäusten.

Ich war viel zu überrascht, um mich überhaupt zu wehren. Nizar hüpfte wie eine kleine Kugel aus Fett von seinem Thron herab, stieß mir seine Fäuste in den Leib und trat nach meinem Gesicht, als ich mich krümmte. Ich fiel, versuchte instinktiv, ihn festzuhalten, und hatte plötzlich einen roten Stoffetzen in Händen, als er mir entschlüpfte. Mit einem Schrei sprang Nizar zurück, fuhr herum und hetzte auf das Bassin mit dem Auge des Satans zu. Seine Hände vollführten rasche, komplizierte Bewegungen.

Dann geschah alles gleichzeitig.

Etwas Schwarzes, Gigantisches, mit peitschenden Tentakeln aus Rauch löste sich aus dem SIEGEL – das Ding aus meiner Vision. Nizar kreischte triumphierend. Ich versuchte aufzuspringen und ihm nachzuhechten, und Ali zerrte einen Dolch aus seinem Gewand hervor und schleuderte ihn.

Mein Sprung war zu kurz; gottlob. Denn Alis Dolch zischte wie ein silberner Blitz durch den Raum, verfehlte mein Gesicht so knapp, daß ich seinen Luftzug spüren konnte – und grub sich bis zum Heft zwischen Nizars Schulterblätter, im gleichen Moment, in dem die

schwarzen Rauchtentakel den Magier berührten.

Die Wirkung war entsetzlich.

Ich hatte keine Ahnung, was dieses Auge des Satans wirklich war, aber nach allem, was ich beobachtet hatte, mußte es wohl eine Art Gedankenverstärker sein, etwas, das Nizars Wünsche und Empfindungen und Gedanken auffing und milliardenfach stärker in die Tat umsetzte.

Und alles, was er im Augenblick empfand, war ein entsetzlicher Schmerz.

Die glänzende Flüssigkeit im Becken erstarrte wie Eis.

Nizar ebenfalls. Seine Hand, die sich nach dem Auge ausgestreckt hatte, blähte sich auf, wurde rot, dann schwarz – und zerplatzte.

Und nicht nur seine Hand. Ein gewaltiges, rotschwarz wallendes Etwas hüllte ihn ein, ein wirbelnder Sog aus purem Chaos. Nizar wurde vor unseren Augen regelrecht zerfetzt, so schnell, daß wir nur ein konvulsivisches Zucken und ein widerwärtiges Sprudeln von Rot sahen.

Nur einen Herzschlag später zerfloß die leere Hülle des Magiers zu einer rot schillernden Lache, die ebenfalls vom Auge verschlungen wurde.

* * *

Als ich wieder halbwegs klar denken konnte, kniete ich am Rande des Bassins und mußte mich mit den Händen abstützen, um nicht ganz zu Boden zu fallen. Schwarze Schlieren tanzten vor meinen Augen; für lange Zeit hörte ich nur das Rauschen meines eigenen Blutes. Erst viel, viel später drangen fremde Laute an mein Ohr, die ich mit Mühe als menschliche Stimmen identifizierte. Die Stimmen Letitias und Alis.

Ich drehte mich langsam um, wartete, bis die Sterne vor meinen Augen verblaßten und dafür zwei Schatten Konturen angenommen hatten. Wäre die Situation etwas weniger ernst gewesen, hätte ich vielleicht sogar gelacht.

Ali hatte seinen Burnus abgewickelt und um Letitias Schultern gelegt, die sich so eng an ihn kuschelte, als wolle sie in ihn hineinkriechen.

Das Gesicht des jungen Scheiks strahlte wie ein frisch poliertes Fünf-Pence-Stück.

»Hallo«, sagte ich müde. »Alles in Ordnung?«

»Ja, Sidi«, antwortete Ali strahlend.

»In Ordnung?« fauchte Letitia. »Da schleppen Sie mich durch die Wüste in dieses verhexte Schloß und lassen zu, daß ich diesen schrecklichen Ungeheuern zum Fraß vorgeworfen werde. Da werde ich fast vergewaltigt, von irgendwelchen Tieren angeknabbert und zum Schluß von einem kleinen dicken Mann angestarrt, vor dem ich mich ausziehen muß. Und da fragen Sie mich, ob alles in Ordnung ist?«

Alis Grinsen wurde nun eindeutig unverschämt, aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich Letitias Gesellschaft wohl schlimmstenfalls noch wenige Tage ertragen mußte.

Und er – wenn er Pech hatte und seinen Willen bekam – für den Rest seines Lebens. Ich beneidete ihn nicht unbedingt darum.

Statt den fruchtlosen Streit fortzusetzen, beugte ich mich vor und nahm das Auge des Satans an mich. Die kleine Kristallinse fühlte sich kalt und glatt in meiner Hand an. Täuschend harmlos. Einen Moment lang drehte ich sie unschlüssig in Händen, dann schüttelte ich den Kopf, ließ sie in meiner Hosentasche verschwinden und stand auf.

Als ich mich herumdrehte, stand ich Ali gegenüber. Sein Blick war sehr ernst. Er trug einen Säbel in der rechten Hand.

»Das Auge«, sagte er. »Du hast es genommen.«

Ich nickte und schwieg.

»Ich habe geschworen, es zu vernichten«, fuhr er fort.

»Ich weiß«, antwortete ich. »Aber das wirst du nicht können. Niemand kann das, Ali. Nicht einmal ich. Aber ich kann es an einen Ort bringen, an dem es keinen Schaden mehr anrichtet.«

Ali schwieg sehr lange, aber schließlich nickte er. »Du bist seinetwegen gekommen, nicht wahr?« fragte er. »Du hast den weiten Weg aus Inglistan gemacht, um es zu holen.«

»Und wenn?«

»Ich habe nur eine einzige Frage«, sagte Ali. »Und sei bitte ehrlich, ich würde es wissen, würdest du mich belügen. Wirst du es mißbrauchen wie Nizar, oder zum Wohle der Menschen einsetzen?«

»Weder noch«, antwortete ich. »Ich kann dir jetzt nicht erklären, was das Ding, das du das Auge des Satans nennst, wirklich ist, aber man kann es nicht zu irgend jemandes Wohl einsetzen. Denke an Nizar – selbst, wenn man sich seiner Kräfte bedient, wird es einen zerstören. Irgendwann.«

»Und was willst du dann damit?« fragte Ali. Seine Hand schloß sich fester um den Schwertgriff.

»Es vernichten«, antwortete ich ernst. »Sobald ich eine Möglichkeit gefunden habe.«

Ali starrte mich weiter an. Die Zeit schien stehenzubleiben. Ich spürte, daß er dicht davor war, mich zu töten.

Aber dann nickte er.

»Gut«, sagte er mit einem tiefen, beinahe erleichtert klingenden Seufzer. »Ich glaube dir, Giaur. Nimm es und bring es sehr weit fort.«

Ohne ein weiteres Wort drehte er sich herum und ging zu Letitia zurück, während ich einfach dastand und die Hand auf die Tasche legte, in der ich das Auge trug.

Mir graute, als ich daran dachte, wieviel Leid dieses unscheinbar aussehende Ding über die Völker der Wüste gebracht hatte. Am liebsten hätte ich das Auge irgendwo in dieser Ruine verscharrt. Doch die Gefahr war zu groß, daß jemand es entdecken und für seine finsteren Ziele verwenden würde. Es war nicht zerstört. Seine Kräfte schlummerten nur.

Und dann, kurz bevor ich zu Ali und Letitia ging und mich zusammen mit ihnen auf die Suche nach dem Ausgang machte, dachte ich etwas, was die ganze Zeit über in meinem Bewußtsein gewesen war. Ein Gedanke, den ich bisher sorgsam zurückgehalten und unterdrückt hatte. Jetzt war er da, und er ließ sich auch nicht mehr vertreiben.

Irgend etwas war nicht so, wie es sein mußte. Ich hatte die Macht des Auges zu spüren bekommen, nur ganz flüchtig, aber ich hatte sie gespürt. Von allen SIEGELN, die ich bisher in meinen Besitz gebracht hatte, war dies das mächtigste. Ich hatte es besiegt.

Aber es war zu leicht gewesen. Trotz allem.

Viel zu leicht.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Sand – nichts als Sand, so weit das Auge reichte. Und die gnadenlose Sonne, die seit Stunden auf mich herabbrannte, meinen Körper ausdörrte und meine Gedanken fraß.

Verloren in der Arabischen Wüste, ohne Wasser, ohne Schatten. Ich wußte, daß ich keine Chance mehr besaß. Und dazu hätte es nicht einmal der beiden Tempelritter bedurft, die plötzlich, wie aus dem glühenden Sand gewachsen, vor mir standen.

Sie würden mich töten. Allzu deutlich spürte ich ihren Haß und die Verachtung, als sie auf mich herabblickten. Für sie war ich ein Geschöpf der Hölle.

Und dann stieg einer der Templer vom Pferd und zog sein gewaltiges, beidseitig geschliffenes Schwert aus der Scheide…

Die Rache des Schwertes